Mischell N. 11

Sch. Bl. deutsche. pag. 40.

P. O. germ.

29 - 1

<36634789420010

<36634789420010

Bayer. Staatsbibliothek

Joh. Jacob Altdorfers,

Lehrers der Theologie und Philosophie und Rectors des Gymnasiums zu Schaffhausen

hinterlassene

poetische und prosaische

Schriften,

nebst dessen Lebensgeschichte

von

Joh. Jacob Altdorfer,

Professor.

Mit einer Vorrede

von

Joh. Georg Müller,

Professor und Oberschulherr.

Erstes Bändchen.

Winterthur,
in der Steinerischen Buchhandlung.
1806.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

So unbedeutend meine Bemühungen bey der Herausgabe der nachgelassenen Schriften des seligen Herrn Rektor Altdorfers gewesen sind, so folge ich doch willig dem Wunsch der eigentlichen Herausgeber derselben, der Herren Joh. Jacob Altdorfer *), Verfasser der nachstehenden Lebensgeschichte und J. Martin Altdorfer **), würdigem Sohn des Verstorbenen, und Herausgeber dieser Schriften: daß ich auch meinen Namen dabey nennen möchte; und thue es um so lieber, da ich es mir zur Ehre schätze, in Gesellschaft so geliebter Kollegen genennt zu werden, und zur Erhaltung des Namens und einer auch nach dem Tode

*) Professors der Theologie und der latein. Sprache, und Diakon am Münster.

**) Professor der hebräischen Sprache und Lehrer am Gymnasium.

fortgesezten Nuzbarkeit meines unvergeßlichen Lehrers und Freundes beizutragen.

Historische Umstände vom Leben des Verfassers weiß ich der Erzählung seines Biographen keine beizufügen. Sein Charakter leuchtet aus derselben, aus seinen Schriften, vorzüglich, wie mir deucht, aus den schönen Fragmenten des Briefwechsels mit seiner Braut genugsam hervor, um die Achtung aller derer zu gewinnen, welche Weisheit und Tugend zu schätzen wissen. Kein Zug von Verstellung war in dieser redlichen Seele; wie er schrieb und redete, so war er auch. Sein Leben war ein nüzliches, ruhiges, selten von leicht vorübergehenden Stürmen unterbrochenes, von der Vorsehung gesegnetes Leben. Hierin, wie in seinem individuellen Charakter, in seinen Neigungen, in den Grundsätzen seines Lebens, und selbst in der Art der Ausbildung seines Geistes hatte er eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem, von ihm hochverehrten, Spalding, dessen Lebensgeschichte ein so anziehendes Bild eines wahren christlichen Weisen, und ein rührendes Beyspiel darstellt, wie sehr Weisheit und Tugend sich selbst belohnen. Eine selten getrübte Ruhe des Gemüthes war bey beyden der Lohn derselben, ihrer strengen Gewissenhaftigkeit, der

bescheidenen Einschränkung ihrer Wünsche, und des beständigen Festhaltens an der Regel der Mäßigung: Ne quid nimis! in ihrem Denken, Reden und Handeln; ein nüzliches und zufriedenes Leben im Schooß der Ihrigen und weniger Freunde machte sie zu dankbarfrohen Anbetern der Vorsehung. Wenn Nachbildung nach andern erlaubt und möglich wäre, wie mancher in den Stürmen des Lebens Herumgeworfene, der einzig jene stille Nuzbarkeit — secretum iter et fallentis semitam vitæ — aber vergeblich, sucht, möchte sich's nicht wünschen zu seyn wie Spalding und Altdorfer! — Doch jeder hat seinen eigenen Weg von der Vorsehung ihm vorgezeichnet, und muß auch einer auf rauhen Holzwegen gehen, so führen doch auch diese zur Stadt Gottes, wofern er gegen das Licht über sich — sollten es auch nur einzelne Sterne seyn! — das Auge nicht verschließt. Wer aber, so verschieden sein Lebensgang von Altdorfers seyn mag, auch aus seiner Lebensgeschichte die Lehre nimmt, oder sie in sich erneuert: daß Rechtschaffenheit und Tugend allein ehrwürdig, heitere Gottesfurcht und partheylose Wahrheitsliebe allein weise und glückselig machen: der hat sie dennoch mit Nutzen gelesen, wenn auch eine Vergleichung mit sei-

nem eigenen Schicksal ihn bisweilen fast traurig machen wollte.

Dem, was der Biographe von den Lebensumständen und den geistigen und moralischen Eigenschaften des Verewigten — seinem eigenen Charakter getreu, ohne alle Uebertreibung und der strengsten Wahrheit gemäß — erzählt hat, füge ich nur einige allgemeine Bemerkungen über Altdorfers Charakter und Verdienste bey, so wie ich dieselben durch eine vieljährige Erfahrung kennen lernte.

Dem schönen, so oft verkannten Beruf des Lehramtes in seinem ganzen Umfang widmete er von früher Jugend bis an sein Ende alle seine Kräfte. Die allgemeine Hochachtung seiner Mitbürger, derer sowohl, welche ihn bloß von Seite seines untadelhaften moralischen Charakters kannten, als solcher, welche seine Verdienste zu würdigen wußten; der herzlichste Dank aller seiner Schüler, die das Glück seines Unterrichts genossen und nach seinem Wunsch benuzt hatten; das eigene frohe Bewußtseyn, seine Pflicht gewissenhaft gethan, und in die Herzen mancher gutartigen Jünglinge Geschmack an dem Schönen und Guten, Liebe der Wissenschaft, der Tugend und Religion gepflanzt zu haben — das war seine

liebste Belohnung; und es gereicht unserer Stadt zur Ehre, daß ein solches Verdienst nie verkannt wurde; die angesehensten und verdientesten unserer Mitbürger schenkten dem ehrwürdigen Manne ihre Verehrung, einige ihre vertraute Freundschaft bis zu ihrem Tode.

Alle Kenner des Schulwesens waren und sind noch Zeugen, mit wie viel Einsicht und pädagogischen Kenntnißen er in diesem Beruf arbeitete. So genau er den Geist der Vorschrift befolgte, so wenig sclavisch hieng er am Buchstaben derselben, sondern veränderte sie, wie die Fähigkeiten, die Gemüthsart und die Vorkenntniße der Schüler es erforderten. Weit entfernt von jeder hohltönenden und nichtssagenden Deklamation, wußte er auch trockene Vorträge so zu beleben, daß bey den bessern Schülern die Lernbegierde nie ermüdete; und durch Herablassung zu ihren Begriffen, durch sorgfältige Aufsicht auf die Bildung ihres Charakters, durch Achtung gegen sie, die man auch der Jugend schuldig ist, und durch vertrauliche Munterkeit gewann er ihre Herzen so für sich, daß alle die, welche unter ihm standen, und durch ein schlechtes Betragen sich seiner Freundschaft nicht ganz unwürdig machten, seinen väterlich freundlichen Umgang liebten, und

wenn sie längst die Schule verlassen hatten, ja noch in ihrem männlichen Alter ihm mancherley Beweise ihrer Verehrung und Liebe bey jeder Gelegenheit mit Freude gaben; daß auch kleine Kinder gern in seiner Gesellschaft waren, da sie sahen, wie fröhlich auch ihn ihr Frohsinn machte.

Bereichert mit einer gründlichen Gelehrsamkeit — der Frucht seines einsamen Jugendfleißes — stand ihm ein großer Vorrath wissenschaftlicher Ideen zu Gebote, die dem Schullehrer, wenn er gleich nur die Anfangsgründe der Wissenschaften zu lehren hat, täglich und stündlich die größten Vortheile gewähren. Denn diese Ideen lagen nicht müßig und als todte Gedächtnißlast in ihm, (wofür manche die Gelehrsamkeit überhaupt halten, wenn sie sie selbst nicht besitzen;) sein philosophischer Geist wußte sie leicht und glücklich an verwandte Ideen anzureihen, und Schlüße daraus herzuleiten, die ebenfalls nicht blos zur leeren Spekulation, oder zu einem zwecklosen Zeitvertreibe dienten, sondern immer aufs Praktische und Nüzliche, auf das, was ihm Herzensangelegenheit, das Einzig-Nothwendige war, auf sein Berufsgeschäft gerichtet waren. Als Philosoph hatte er sich nicht blindlings irgend einer Sekte ergeben, und tadelte ernstlich das

eben so stolze als intollerante Absprechen, das ein ächter Charakterzug des Sektengeistes ist. Sein Blick blieb frey, sein Geist fessellos, dem Schönen und Wahren, w... es sich ihm zeigte, sein helles Auge offen, sein Herz ergeben.

Was aber noch seltener als Gelehrsamkeit, ja vielleicht seltener als der philosophische Scharfsinn ist, nnd ohne welches doch die meisten unserer Kenntnisse nur von einer sehr untergeordneten Nuzbarkeit, und immer ohne Anmuth sind: ein feiner und sicherer Geschmack für das Schöne und Gute — das war sein Eigenthum. Von Kindesjahren an bis an sein Ende bildete er ihn durch ein fleißiges Studium der schönsten Geistesprodukte alter und neuer Schriftsteller zu einem Grade aus, wie er sich auch bey akademischen Gelehrten selten findet. Als Dichter bildete er sich mit Freyheit des Geistes und ohne darüber seine Eigenthümlichkeit aufzugeben, nach den ehrwürdigen Vätern der bessern deutschen Dichtkunst, besonders nach Uz und Ramler, in deren ruhmvollste Periode seine ersten Jugend-Versuche fielen; mehrere seiner Gedichte, die er mit vielem Fleiß auszuarbeiten pflegte, werden ihren Rang neben den schönsten Produkten von jenen behaupten. Seine prosaischen

Aufsätze, von welchen in dieser Sammlung eine kleine Auswahl erscheint, erinnern durch die Leichtigkeit und den Anstand ihres Vortrages und die praktische Tendenz ihres Inhalts an die englischen Moralisten, Addison, Steele u. a., deren Schriften er vorzüglich liebte; so wie er überhaupt von philosophischen Schriften diejenigen am liebsten las, deren Gegenstand nicht blos spekulativ, sondern wo für die Erfahrungsseelenkunde und für Philosophie des Lebens ein Gewinn zu hoffen war.

Dieser Reichthum nüzlicher Ideen, sein reiner Geschmack, sein zartes Gefühl, seine herzliche und sanfte Freude an allem was nicht blos ästhetisch schön, sondern (worauf er vorzüglich sah) moralisch-schön ist, gab seinem Geist die wahre unvergängliche Schönheit, und seinem Umgang jenen stillen Reiz, der, wenn man auf einige Stunden das Vergnügen einer vertrauten Unterhaltung über die höheren Angelegenheiten des Geistes und Herzens mit ihm genossen hatte, eben den angenehmen Eindruck im Gemüthe zurückließ, den man nach einem sanften Gesang, oder nach dem Genuß eines stillen heitern Frühlingsabend empfindet. Helle Gedanken giengen in der Seele auf, in neuen wohlthuenden Ansichten zeigte sich

die Wahrheit dem Geist, das Gemüth würde milde gestimmt, und, ohne daß er es selber wußte, vermochte sein Umgang oft ein unruhiges Herz wieder in Harmonie mit sich selbst zu bringen. O der schönen unvergeßlichen Stunden, die ich so mit ihm genossen habe! Wie oft, um mich mit seinen eigenen Worten auszudrücken, worin er einst das Andenken eines ihm und mir theuren Freundes *) besang,

„Wie oft bey'm Händedruck, und bey den heitern Zügen,
Den Zeugen seiner Güte, schwoll
Mein volles Herz empor, und fühlt es mit Vergnügen:
Auch mir will dieser Edle wohl! —
Wie flogen mir die eilenden Minuten
So schnell, ach allzuschnell! vorbei,
Wenn im vertrauten Umgang mit dem Guten
Ich sah, wie schön die Tugend sey,
Die nicht mit Worten glänzt, die sich in Thaten zeiget,
Der Menschenliebe ganz geweiht;

*) Hr. Eberhard Gaupp, eines nahen Verwandten und vertrauten Freundes des Seligen und seiner Gattin, von beyden zärtlich geliebt.

Der Tugend, die nur dessen Liebe zeuget,
Der seinen Jüngern sie gebeut.

Mehr als einmal hab ich in der Schilderung, welche sein Lieblingsdichter, der Dichter der Messiade, von dem Apostel Philippus macht, seinen Charakter gezeichnet gefunden, so wie ich ihn in seinen beßten und vertrautesten Stunden, genauer als vielleicht wenige andre, kennen lernte:

— — „Viel menschenfreundliches Lächeln
Bildet die Züge des stillen Gesichtes; und treues Bestreben,
Alle, die Gott zum Bilde sich schuf, wie Brüder zu lieben,
Ist der geliebtere Trieb in seinem redlichen Herzen.
Auch hat Gott in ihn der süßen Beredsamkeit Gaben
Viele gelegt ...."

So wie die Schilderung von Jacobus ihn in Rücksicht auf seine Entfernung von allem eiteln Ehrgeiz, eben so wahr zeichnet:

— — — „Dieß ernste Gesichte
Ist verschweigende Tugend, die weniger saget als ausübt.

Kennt ihn der Ewige nur, wenn ihn auch von
Enkel zu Enkel
Menschen nicht kennten, der preisenden Nachwelt er unbekannt bliebe:
Sieh, er würde, vom Ruhm unbelohnt, doch
edel und gut seyn!

In zwo einfachen aber vielsagenden Zeilen zeichnete der verewigte Lavater wenige Monate vor seinem Tode, nach einer vieljährigen Bekanntschaft seinen Charakter so:

„Unbekannte Tugend! dich schau'n die Engel
mit Lust an,
Und du darfst mit Freude dein Aug zum Himmel erheben.“

Was ihm diese Weihung zu einem weisen und tugendhaften Manne, diese σεμνοτητα (Ehrwürdigkeit) gab, was alle seine Seelenkräfte und allen seinen Fleiß allein auf das Wahre und Schöne, das Gute und Göttliche richtete: das war seine ungeheuchelte, auf eine feste und helle Erkenntniß gegründete Religiosität. Diese war unstreitig die schönste Blüthe seines Geistes; sie war es, die ihn als Prediger und als Schullehrer so treu, so thätig und gewissenhaft in seinem Beruf, so redlich und so neidlos gegen seine Mit-

menschen, sein Herz treuer Freundschaft so offen, für die Schönheiten der Natur — da er ihren Schöpfer liebte — so empfänglich, so dankbar und zufrieden mit Gott, so getrost und heiter im Tode machte!

Seine jüngern Lebensjahre fielen in die Zeit, wo in der Wissenschaft der Religion eine völlige Umänderung begann, die bis diesen Tag noch nicht vollendet ist. Indem einige alle alten Begriffe und Vorstellungsarten christlicher Religionslehren, wenn sie auch erweislich blos auf Tradition beruhten, hartnäckig verfochten: so schienen andre dem revolutionirenden Geiste der Zeit gemäß, der eine Zeitlang so sehr das Zerstören, so wenig das Aufbauen liebte, alles Alte blos darum zu verachten, weil es alt war, und haben auf diesem Weg jede feste Norm, in diesen Materien zu einiger Gewißheit zu kommen, sich selbst vergeben. Vor diesen beyden Abwegen sind diejenigen wohl verwahrt, denen, bey einer gründlichen Selbst- und Menschenkenntniß, die uns am richtigsten belehrt, was uns von der höhern Welt zu wissen nöthig ist, die Religion nicht blos Meynung, oder Disputierstoff, oder gar Handwerkssache, sondern die erste, und eine ernstliche Angelegenheit des Herzens ist. — Lezteres war sie

unserm Freund. Seine Theologie war ihm Religion, d. i. Gewissenssache. Durch die ruhige Temperatur seines Herzens, durch einen klassisch-gebildeten Geist, und durch eine freye unsektirische Philosophie, deren Schranken er doch nie mißkannte, gegen alle Schwärmerey gesichert, studirte er die Theologie aus Neigung, und sie blieb immerfort seine erste und liebste Beschäftigung. Was bey denen geschieht, welche, anstatt die Quelle zu erforschen, und das Wort Gottes zu vernehmen, aus einem Vorurtheil der Neuheit, sich lieber nur durch die neusten Gerüchte von demselben belehreu lassen wollen, wo sie bey den täglich sich widersprechenden Meynungen von der Gewißheit des Glaubens und der Festigkeit des Herzens immer weiter abkommen, und eben deswegen nothwendig je mehr und mehr das Interesse an der Theologie verlieren müssen: das geschah bey ihm nicht. Mit treuem Fleiße benutzte er noch im Alter jedes philologische, kritische oder anderweitige Hülfsmittel zur Kenntniß des rechten Verstandes der Bibel, das sich ihm darbot, behielt die Theologie in ihrem ganzen Umfang bis an sein Ende lieb, und suchte täglich mehr seine Ideen darüber aufzuklären. Lebhaft freute er sich, wenn er ein neues theo-

logisches Buch kennen lernte, worin vernünftige und edle Begriffe von den Wahrheiten der christlichen Religion gegeben wurden, verachtete, nach seinem freyen Blicke, auch die Werke älterer Theologen nicht, und wußte aus allen das Wahre und Nützliche herauszunehmen, ohne sich durch die veraltete Form des Vortrags abschreken zu lassen, so daß er mit gleicher vorurtheilsfreyen Wißbegierde die Werke eines Witsius, Poiret und Werenfels, und die eines Spaldings, Heß und Herders studirte. Er wollte zuerst selbst überzeugt seyn, ehe er andere lehrte. Dann aber sprach er mit einer Klarheit der Begriffe, mit einer ruhigen Ueberzeugung zu seinen Schülern von den Wahrheiten des Christenthums, die keinen ohne Belehrung, ohne Ehrfurcht für die Religion, ohne Achtung für ihren Lehrer ließ. Davon war auch im Privatumgang, so selten und so vorsichtig er auch das Gespräch dahin leitete, seine liebste Unterhaltung. Wie manches angenehmen Spazierganges mit ihm erinnere ich mich aus meinen jüngern Jahren, wo unser gewöhnliches und liebstes Thema eben diese großen Wahrheiten waren, über welche man so selten, selbst mit vertrauten Freunden, zu reden Gelegenheit hat,

und nie gieng ich unbelehrt von dem Lehrer meiner Jugend, und dem Freunde meiner spätern Jahre weg. Noch auf seinem letzten Krankenlager sprach er einmal mit mir, mit der gleichen ruhigen Empfindung wie immer, davon.

Und er fürchtete den Tod nicht. Er konnte auf ein wohlvollbrachtes und nützliches Leben zurücksehen, und hatte sich nichts vorzuwerfen, als was alle Sterbliche vor dem Ewigen, vor welchem keiner gerecht ist. Die Vorsehung krönte belohnend sein Alter durch die allgemeine Achtung und Liebe seiner Mitbürger, durch ungeschwächten Gebrauch seiner Geistes-Kräfte, durch Erhaltung einer immer regen Wißbegierde, durch eine selten gestörte Ruhe seines Gemüthes, und dankbare Zufriedenheit mit seinem und der Seinigen Schicksal. Innigst geliebt von seinen Kindern, deren glückliche Eintracht sein Vaterherz erfreute, unter der Pflege eines treuen, für den guten Vater eines alles aufopfernden Sohnes, verlebte er in beneidenswerther Stille seine letzten Lebensjahre, und gieng mit ruhiger Seele, voll Glauben und Hofnung, in eine bessere Welt über.

Wohl ihm! Friede sey über seiner friedlichen Seele! Verdienter Dank von allen denen, die

unter seiner Pflege zur Weisheit und Tugend geleitet wurden, belohne sein gesegnetes Andenken! Wohl ihm! Er hat sein Tagewerk redlich und treu vollendet — er ruhet in den Hütten des Friedens!

Johann Georg Müller,
Professor.

Inhalt
der ersten Abtheilung des ersten Bändchens.

Gedichte.

	Seite.
Lob der Dichtkunst.	75
Unsterblichkeit.	78
Ein Weihnachtslied.	79
Der Gerichtstag.	81
Lied eines fleißigen Schülers. . .	85
An T.......	88
Das Gewitter.	93
Die Freyheit. Ein Schweizerlied. . .	96
An Lavater bey der Herausgabe seiner Schweizerlieder.	99
Klagen einer Braut über den Tod ihres Geliebten.	102
An S...... bey seiner Verbindung. .	107
An die Tugend, bey Gellerts Tod. .	111
An L. Karschin, bey Gellerts Tod. .	116
Venus à la Coquille. . . .	117
An L. Karschin.	119

Seite.

Die Schweizerhelden. . . . 122
An einen jungen schweizerischen Edelmann. 129
Phädon an seine Braut. . . . 132
An meine Geliebte. 134
An Ebendieselbe, bey Ueberschickung meines Portraits. 136
An J. T... bey seiner Verbindung. . 137
Der kleine Frize am Hochzeitfest seiner Tante. 142
An Salomon Geßner. . . . 144
Lied an Schweizerbauren beym Beschluß der Erndte. 146
Impromptû an einem Regentag in Schinznach. 149
Auf Pfeffel. 150
An meine Vaterstadt, über die Gegenwart Kaiser Josephs II. . . . 152
Der Welt Heiland. 155
Weihnachtshymne. 158
Am Anfang des Jahrs 1778. . . 159
Am Sarg einer geliebten und liebenswürdigen Tochter C. St. 161
Die schöne Welt. 164
Der Brunn in der Laube. . . . 167
Am Anfang des Jahrs 1793. . . 169

Seite.

Epistel an meinen Freund, den Bräutigam meiner Cousine. . . 171

Am Anfang des Jahrs 1796. . . 177

Lied bey Eröffnung des neuen Gymnasiums in Schaffhausen von den Schülern gesungen. 180

An unsern lieben Müller und seine Frau über den Tod ihrer Eltern. . . . 182

Thyrsis und Milon. Eine Idylle. . . 186

Inhalt der zweyten Abtheilung.

Prosaische Aufsätze.

Ueber Schriftstellerey. . . . 197

Ueber die Lektüre. 204

Ueber Unterricht und Erziehung. . . 210

Stellen aus dem Tagebuch eines Schullehrers. 216

Ein Gespräch zwischen Lehrer und Schüler. 225

Von den Mitteln sich Gehorsam zu verschaffen. 232

Von der Wahl der Lebensart mit Rücksicht auf das Herz. 239

	Seite
Von der Liebe zu seinem Stand. . .	247
Ueber einen Umstand in der Geschichte Josephs.	254
Ueber einen Erziehungsfehler. . .	262
Ein Familien-Gespräch. . . .	267
Ein Gespräch zwischen Mann und Frau. .	274
Ueber Einfalt des Geistes und Herzens. .	278
Von dem Gefühl des Schicklichen. . .	286
Von dem Mißbrauch der Worte. . .	293
Von der Vaterlandsliebe. . . .	200
Ueber die Freuden an der Natur.. . .	303
Ein Brief an einen Schüler der Theologie.	316
Geistes- und Herzens-Unterhaltungen mit Theokles.	323

Einige Nachrichten
von dem
Leben des Verfassers.

Ich glaube, indem ich dem Trieb meines Herzens folge, zugleich auch den Freunden des verewigten Verfassers der hier gesammelten Schriften etwas Angenehmes zu erweisen, wenn ich ihnen aus meiner frühen und bis an seinen Tod fortgesetzten genauen Bekanntschaft mit demselben von der Geschichte seines Lebens dasjenige mittheile, was seinen Geist und Charakter, so wie seine mannigfaltigen Verdienste, als Prediger und Lehrer der Jugend, in einem, wenn gleich unvollkommnen, doch getreuen historischen Gemählde darstellen kann.

Der Selige war gebohren im Merz 1741. Sein Vater, J. Martin Altorfer, ein geschickter Wundarzt, und seine Mutter, eine gebohrne Deggeller, die diesen ihren erstgebohrnen Sohn

zärtlich liebten, sahen mit Vergnügen in dem heranwachsenden Knaben sich allmählich solche Geistesfähigkeiten entwickeln, die sie in der Folge bewogen, ihn nach dem Rath seiner Lehrer dem Studieren zu wiedmen.

Während seiner Schulzeit brachte er allemal die Ferien in dem angenehmen Pfarrdorf Lohn bey meinem seligen Vater, seinem Oheim, zu, der daselbst Pfarrer war. Dieser würdige und allgemein geschätzte Mann liebte seinen jungen Vetter zärtlich, und der Knabe hieng mit gleicher Liebe an ihm. Hätte mein Vater länger gelebt — ach, er starb, da er erst 43 Jahre alt war! so hätte er gewiß eben so viel zur Bildung meines seligen Freundes beygetragen, als ich, sein jüngster, erst nach des Vaters Tode gebohrner Sohn, diesem nachher zu verdanken hatte. Indessen wenn schon der frühe Tod meinen Vater verhinderte mehr zu thun; so trug er doch durch seine Anweisungen und Aufmunterungen, besonders durch sein Beyspiel, viel dazu bey, daß mein seliger Freund, wie er oft dankbar gestand, nicht nur manche nützliche Kenntniße erlangte, die er damals in der Schule nicht bekommen hätte, sondern immer mehr Geschmack am Studieren fand, und in dem Entschluß befestigt wurde, sich der Theologie zu

widmen, indem er auf diesem Weg seinem geliebten Oheim ähnlich zu werden hoffen könnte. Besonders schrieb er die frühe Entwicklung seiner Anlage zur Poesie seinem öftern Aufenthalt bey meinem Vater zu, weil derselbe nicht nur die deutschen Dichter schätzte und liebte, sondern selbst auch Gedichte in der Manier Brokes verfertigte. Sein Beyspiel und seine Anweisungen nebst der Lektüre der beßten poetischen Schriften, die ihm mein Vater in die Hände gab, unter welchen selbst die ersten Gesänge der Messiade waren, verbunden mit den Eindrücken der freyen Natur auf dem Land: dieß alles ermangelte nicht, die Funken des dichterischen Genies hervorzulocken, und ihn zu ähnlichen Arbeiten schon in früher Jugend zu begeistern.

Tief empfand daher der dreyzehnjährige Knabe den frühen Verlust seines geliebten Oheims, und betrauerte ihn, wie ein Sohn seinen Vater. Immer blieb er meiner Mutter mit der Liebe eines Sohns bis an ihr Ende zugethan, und liebte uns, ihre Kinder, wie seine Geschwister. Unauslöschlich waren in seiner Seele die lebhaften Eindrücke von den Auftritten seiner Jugend in dem, ihm so lieben Lohn, wohin er öfters noch in seinem Alter wallfahrtete, um sich seiner Ju-

gend-Szenen zu erinnern: von nichts sprach er lieber und mit sichtbarerem Interesse, als von seinem Aufenthalt daselbst, und man konnte ihn gegen seine Gewohnheit geschwätzig machen, wenn man das Gespräch darauf lenkte.

Nach dem Tod meines Vaters (1754) trat mein Freund in die oberste Classe der lateinischen Schule, und zwey Jahre hernach in das Collegium Humanitatis, in welchem die Studierenden außer dem fortgesetzten Unterricht in den gelehrten Sprachen Anweisung zu den höhern Wissenschaften bekommen, und zur Akademie vorbereitet werden. Mein Freund machte sich den Unterricht, den er in beyden Lehranstalten genoß, auf alle Weise zu Nutze, und ersetzte durch Privatfleiß die Mängel des öffentlichen Unterrichts. Einer seiner Lehrer besonders, Herr Professor Deggeller, der zur Bildung der Studierenden in unserer Vaterstadt damals das Meiste beytrug, war es, an den er sich vorzüglich hielt. Seine zahlreiche Büchersammlung, in welcher die beßten Schriften der Deutschen und Franzosen neben den Werken des Alterthums ihren Plaz hatten, und die ihm, wie allen Studierenden offen stand, benutzte er unter der Leitung seines Lehrers zur Vermehrung seiner wissenschaftlichen Kenntniße und zur

Bildung seines Geschmacks. Auch übte er sich in Verbindung mit einigen Freunden *) in der Ausarbeitung prosaischer und poetischer Aufsätze, die von seinen reifen Kenntnißen und seinem gebildeten Geschmacke zeugen.

---

*) Holländer und Stokar waren seine vornehmsten Jugendfreunde, Jünglinge von den vortreflichsten Anlagen, welche mit einem solchen Fleiß sich auf Wissenschaften und Sprachkenntniß verlegten, daß sie meinem Freund, wenn er's nöthig gehabt hätte, Sporrn und Beyspiel gewesen wären. Beyde wiedmeten sich dem Studium der Theologie. Der erstere trat auch wirklich, als er von der Akademie zurückgekommen war, in den Predigerstand: allein seine schwächliche Gesundheit hinderte ihn eine Stelle anzunehmen. Er litt viele Jahre an einer anhaltenden Nervenkrankheit mit der Gelassenheit eines Weisen und Christen, und war schon lang vor seinem Tod der Welt abgestorben. Stokar gieng früher als mein Freund auf die Akademie. Im Jahr 1758 begleitete er seinen ältern noch lebenden Herrn Bruder, der die Arzneywissenschaft studierte, nach Leiden; gieng hierauf nach Marburg, Heidelberg und endlich nach Basel, wo er meinen Freund wieder antraf. Aber so lieb ihm das Religionsstudium war, und sein ganzes Leben hindurch blieb, trat er doch um seiner schwachen Brust willen nicht in den Pre-

So erwarb er sich in seinen Vorbereitungsjahren auf die Akademie vorzüglich durch Privatfleiß einen reichen Vorrath von wissenschaftlichen und philologischen Kenntnißen, und eine Fertigkeit, seine Gedanken gut und schön auszudrücken. Die schönen Wissenschaften liebte er vorzüglich, aber ohne Nachtheil seiner ernsthaftern Studien; vielmehr hatte sein durch jene verfeinerter und geläuterter Geschmack einen vortheilhaften Einfluß auf die Art, wie er diese trieb.

Einem noch immer bestehenden Gesetze zufolge, nach welchem alle die Theologie Studierende ihre Studien auf einer Universität zwey Jahre lang fortsetzen müßen, ehe sie zum Examen zu-

---

digerstand, sondern wiedmete sich dem Staat, in welchem er von einer Ehrenstelle zur andern emporstieg; bis die Revolution, die so manches Verdienst zurücksetzte, ihn seines politischen Einflußes fast gänzlich beraubte. Nur den Einfluß auf die Wissenschaften, den ihm seine Gelehrsamkeit sicherte, konnte sie ihm nicht rauben. Er blieb in der Stelle eines Kirchenraths und Vorstehers des Schulwesens thätig und nützlich bis an sein Ende, welches nach einem trüben Abend seines verdienstvollen Lebens im Brachmonat 1801 erfolgte.

gelassen werden, gieng mein seliger Freund im Spätjahr 1761 nach Basel, weil der damalige Krieg den Aufenthalt auf deutschen Universitäten unsicher gemacht hatte. Daselbst setzte er seine Studien mit dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit fort, wozu er sich, nach einem noch vorhandenen Aufsatz, vor seiner Abreise feyerlich vor Gott entschlossen hatte. Seine Theologie nahm hier den sanften und gefälligen Anstrich der Werenfelsischen und Osterwaldischen Form an, die seinem Geist und Herzen angemessener war, als die steife Wytenbachische; so wie er überhaupt früh das Wesentliche von dem Minderwesentlichen unterschied, und den praktischen Einfluß einer Lehre zum Maaßstab ihrer Wichtigkeit machte.

Dem öffentlichen Unterricht, noch mehr aber dem belehrenden Umgang mit seinen Lehrern *),

---

*) Unter diesen verdient besonders genannt zu werden, der schon in seinem sieben und dreyßigsten Jahr verstorbene J. Heinr. Gernler, Prof. der Geschichte, ein ausserordentlich geistreicher und gelehrter Mann, den man in Basel nicht mit Unrecht den zweiten Salmasius nannte. Dieser schenkte den beyden Freunden, Stokar und Altorfer, seine Freundschaft, welche ihn bis an ihr Ende im dankbarsten Andenken behielten, und

deren Freundschaft er bald gewann, und einigen auserlesenen studierenden Freunden, am meisten aber seinem Privatfleiß verdankte er die schönen Kenntniße, mit welchen ausgerüstet, er nach Verfluß zweyer Jahre die Akademie verließ, und an Geist und Herzen zu seinem wichtigen Beruf ausgebildet, in seine Vaterstadt zurückkam.

---

sich freuten, wenn sie von ihm reden konnten. Besonders rühmten sie seine freye Denkart (im edelsten Sinn des Worts) welche bey ihm mit der reinsten herzlichsten Frömmigkeit verbunden war. Er pflegte seine jungen Freunde gerne von der Schädlichkeit der Wissenschaften zu unterhalten, wenn man sie bloß aus zeitlichen Absichten, und nicht zur Verherrlichung Gottes und zur Beförderung des Heils seiner eigenen Seele treibt. In den lebhaftesten Ausdrücken äusserte er noch auf seinem Sterbebette sein Vergnügen über den Umgang mit solchen Menschen, „die ihn nicht „bloß mit trockener Schulgelehrsamkeit unterhiel„ten, sondern ihm vielmehr die Gnadenwerke „Gottes und die Rührungen seines Geistes in „ihrer Seele in der einfältigen und ungekünstel„ten Sprache Canaans und des Herzens erzähl„ten." Mein Freund besang den Tod dieses seltenen Mannes in einem kleinen Gedicht, das seinem Elogium von Em. Merian (1764. 4.) beygedruckt ist.

Als er hier, nach der eingeführten Gewohnheit, schriftliche Proben seiner gelehrten und praktischen Bibelkenntniß eingegeben hatte, wurde er zum Examen zugelassen, welches er, ohne sich vorher mit dem Examinator, wie es beynahe Herkommens war, viel darüber besprochen zu haben, auf eine ruhmvolle Art bestand. Einen Beweis von seinem geläuterten Geschmack und seiner liberalen Auslegungsart, so wie von seiner Bescheidenheit und Entfernung von Rechthaberey legte er bey diesem Anlaß ab, indem er in der Stelle Ps. 33, 6. nicht, wie es damals die theologische Rechtgläubigkeit forderte, die Lehre von der Dreyeinigkeit finden konnte; sondern dieselbe so erklärte, wie sie jetzt allgemein, selbst von den Anhängern des alten Systems, erklärt wird. Diese Erklärung verfocht er, da er darüber, als einem Verstoß gegen die Rechtgläubigkeit, angegriffen wurde, mit den triftigsten Gründen; weil er aber an der Lehre selbst im mindesten nicht zweifelte, so unterwarf er gern, da seine Gründe nicht überzeugten, als ein Jüngerer, seine bestrittene Erklärung dem reifern Urtheil der Aeltern, und begehrte in diesem ungleichen Kampf nicht Sieger zu seyn.

Nun war mein sel. Freund Candidat des Predigtamts; aber die Aussicht auf eine Predi-

gerstelle war für ihn noch entfernt, weil die Anzahl der Candidaten, die den Rang vor ihm hatten, groß war. Er nahm daher eine, bald nach dem Examen, im Sommer 1764, ihm angetragene Hauslehrerstelle bey dem einzigen Sohn in einem hiesigen ansehnlichen Hause, Im Thurn, mit Vergnügen an, besonders da er hoffen konnte, denselben einmal auf Reisen begleiten zu können. Mit Eifer und zur völligen Zufriedenheit der Eltern erfüllte er die Pflichten seines neuen Berufs, und benüzte die neben seiner Hauptwissenschaft erworbenen mannichfaltigen Kenntniße zur Bildung seines Eleven. Indessen arbeitete er nicht minder, so viel es ihm die Zeit erlaubte, für seinen eigentlichen Beruf, sowohl durch fortgeseztes Studieren als durch Predigen. Besonders predigte er öfters in der französischen Kirche, und erwarb sich dadurch eine große Fertigkeit in der französischen Sprache.

In dieser Zeit wurde er mit Lavatern, dessen Name damals anfieng berühmt zu werden, persönlich bekannt, und die Folge dieser Bekanntschaft war ein in den ersten Jahren häufiger Briefwechsel, und, obschon dieser nach und nach aufhörte, eine bis an Lavaters Tod fortgesezte Freundschaft. Als derselbe seine Schwei-

zerlieder herausgab, war mein Freund der erste, und so viel ich weiß, der einzige Dichter, der ihm im Namen des Vaterlands für seine patriotischen Gesänge den verdienten Dank abstattete. Durch Lavatern, und nachher auf einer Schweizer-Reise mit seinem Eleven, wurde er mit den verdienstvollsten Männern der Schweiz bekannt, welche Bekanntschaft er in der, leider! nicht mehr existierenden helvetischen Gesellschaft, die von ihren Versammlungsörtern, Schinznach, Olten und Aarau, ihren Namen hatte, in der Folge erneuerte und erweiterte: welches, so oft es geschehen konnte, für ihn ein wahres Fest war. Auf der letzten Versammlung 1797. welcher er beywohnte, wurde er einmüthig zum Präsident auf das folgende Jahr ernannt. Aber das folgende Jahr war für die Gesellschaft, wie für die Schweiz, ein Todesjahr. Die Gesellschaft versammelte sich seitdem nicht wieder, und seine schon auf diesen Anlaß verfertigte Anrede an die Gesellschaft, in welcher er den neuen Vätern!? Helvetiens, deren er viele in der Versammlung vermuthen konnte, die Wichtigkeit der öffentlichen Erziehung und Bildung der Jugend ans Herz legen wollte, blieb im Pult.

Doch ich komme von dieser Abschweifung, die mich in die späte Zeit seines Lebens geführt

hat, zurück. Ueber 4 Jahre war mein sel. Freund Hauslehrer gewesen, als der Vater seines Eleven beschloß, den Sohn unter seiner Leitung auf Reisen gehen zu lassen. Sobald er von diesem Entschluß benachrichtigt wurde, verfertigte er zur Vorbereitung desselben einen Aufsatz über den Nutzen der Reisen, welcher von seinen mannichfaltigen Kenntnißen und seinem reifen Urtheil zeugte, und die Wahl des Vaters rechtfertigte.

Im Weinmonat 1768 trat er die Reise an, und hielt sich mit seinem Eleven um der Sprache willen, bis gegen den Merz des folgenden Jahrs zu Lausanne auf. Von da giengen sie nach Lyon, wo sie sich abermal um der Uebungen auf der Reitschule willen ein paar Monate aufhielten. Dann setzten sie die Reise durch Frankreich und die sämtlichen Niederlande fort, und giengen über Frankfurt nach Göttingen, wo sie zu Ende des Augstmonats 1769 ankamen. Daselbst dauerte der Aufenthalt anderthalb Jahre; so daß meinem Freund das Glück, welches er ehemals um der Zeitumstände willen nicht genießen konnte, nun zu einer Zeit zu Theil wurde, wo er es noch besser zu genießen Gelegenheit hatte. Freylich konnte er jetzt die theologischen Vorlesungen der berühmten Lehrer

dieser Akademie wenig benutzen; allein er hatte es nicht mehr so nöthig: indessen ermangelte er nicht, einige derselben anzuhören; dagegen aber benutzte er, weil er den Herrn Im Thurn in alle Collegien begleitete, den Unterricht in solchen Wissenschaften, auf welche ihm ehmals seine Hauptbeschäftigung nicht erlaubt hätte, seine Zeit zu verwenden, und zog, als ein schon gebildeter Mann, aus dem vertrauten Umgang mit den Professoren und andern angesehenen Männern die wesentlichsten Vortheile. Besonders schätzbar war ihm die Freundschaft der noch lebenden Professoren Herren Feder und Schlötzer. Beyde, besonders der letztere, gewannen ihn für das Erziehungsfach, und weckten vielleicht in seiner Seele den Entschluß auf, sich einmal vorzüglich mit der Unterweisung und Bildung der Jugend zu beschäftigen. Bey Schlötzern hörte er auch ein Collegium über die Pädagogik, und nebst allen damals in Göttingen studierenden Schweizern eines über die vaterländische Geschichte an, welches seine Ode, die Schweizerhelden erzeugte, die er dem Herrn Prof. Schlötzer zueignete; so wie Gellerts Tod ihn zur Ode an die Tugend begeisterte, die nebst andern Gedichten von ihm in einigen Sammlungen gedruckt erschienen ist.

Während dem Aufenthalt in Göttingen wurden bisweilen Exkursionen in die umliegenden Gegenden angestellt. Auf diesen kleinen Reisen hatte er das Glück und Vergnügen, die Herren Jerusalem, Gleim, Eschenburg, Ebert, Zimmermann und andere berühmte Männer persönlich kennen zu lernen, und daß es nicht bloß flüchtige Bekanntschaften waren, beweisen die Briefe, die sich von diesen Gelehrten noch unter seinen Papieren vorgefunden haben.

Nach einem anderthalbjährigen nüzlichen Aufenthalt in Göttingen setzte er mit seinem Gefährten die Reise durch Brandenburg, Sachsen, Böhmen, Oesterreich und Bayern fort. In den vornehmsten Städten dauerte der Aufenthalt mehrere Wochen, welcher meinem Freund besonders angenehm und nützlich war durch die persönliche Bekanntschaft, die er mit Männern machte, welche ihm durch ihre Schriften schon lange schätzbar und wichtig geworden waren. Vorzüglich interessirte ihn die genaue Kenntniß der Anstalten und Einrichtungen der Brüdergemeinde, und die Bekanntschaft mit den angesehensten Gliedern derselben, sowohl zu Herrnhut, wo eine Tante des Herrn Im Thurn sich aufhielt, als in andern Gemeindörtern, wohin sie durch diese Tante Empfehlungen mitbrachten.

Endlich im Spätjahr 1771 kam er mit Herrn Im Thurn glücklich wieder in seiner Vaterstadt an, noch vollkommner an Kenntnißen und Ausbildung; aber sein Charakter hatte sich nicht verändert. Er war noch der bescheidene, anspruchslose Mann, der Freund der Seinigen, in deren Umgang und engern Kreis ihm wieder so wohl war, wie vorher; der eben so zufrieden sein kleines dunkles Studierstübchen im väterlichen Hause bezog, wie wenn er nie außer seiner Vaterstadt gelebt hätte. Mit sichtbarer Freude sahe er ein Projekt, ihn wieder auf die gleiche Laufbahn zu führen, sich zerschlagen, indem nun seine Wünsche befriedigt waren, und sein Verlangen nur dahin gieng, sich und seinem Beruf ganz leben zu können.

Bald nach seiner Rückkunft in seine Vaterstadt trat er wieder, so oft er dazu aufgefordert wurde, auf die Kanzel, und seinen Vorträgen merkte man es gar nicht an, daß er drey Jahre lang nie gepredigt hatte. Indessen war er immer noch Kandidat; doch in dieser Zeit der Zahl der Wahlfähigen so nahe gekommen, daß der Tod eines Geistlichen ihn noch in diesem Jahr unter dieselben versetzte. Bey diesem Anlaß wurde die kleinste Landpfarre in unserm Canton in dem, drey Stunden von der Stadt entfernten Dorfe

Buch, erledigt, und ihm von der Regierung aufgetragen. Weil das damit verbundene Einkommen sehr gering war, so konnte diese Beförderung keine Versorgung genannt werden. Allein es war sein Grundsaz, keinen rechtmäßigen Ruf, der an ihn ergehen würde, abzulehnen; und er hatte die gegründete Hoffnung, daß die Regierung, die seine Bereitwilligkeit, diesen Ruf anzunehmen, ehrte, ihn nicht allzulange auf diesem geringen Posten lassen, sondern auf eine, seinen Verdiensten angemeßnere Beförderung denken würde. Was die geringen Einkünfte anbetrifft, von denen er freylich, da er ohne eigenes Vermögen war, nicht hätte leben können, so machte er den Plan, eine Pensionsanstalt auf seinem Dorfe anzulegen, und die von seinen Pfarrgeschäften übrige Zeit der Unterweisung einiger Knaben zu wiedmen. Die Ausführung desselben, welche das gerechte Zutrauen, das man in seine Kenntniße setzte, beförderte, war besonders für mich ein großer Vortheil. Mein seliger Freund hatte mich von der ersten Jugend an geliebet, und mir schon, da er Hauslehrer war, manche Anweisung und Aufmunterung im Lernen gegeben. Als er auf Reisen gieng, überließ er mir zu meinem Gebrauch alle Bücher auf seiner Bibliothek, die ich nützen konnte. Bey seiner Rückkehr ins Vaterland konnte

es also unter allen seinen Freunden Niemand lieber seyn als mir, daß er nicht abermal auf Reisen gieng, weil ich in meinem Studieren wesentliche Unterstützung von ihm erwarten konnte. Nun sollte er auf ein, drey Stunden von der Stadt entferntes Dorf gehen: bey einem so geringen Einkommen mich mitzunehmen, da ich ihm kein Kostgeld bezahlen konnte, war, so gern er es auch gethan hätte, unmöglich. Nun machte es ihm die Verbesserung seiner Einkünfte durch die Pensionsanstalt nicht nur leicht, mich auch nach seinem Wunsch mitzunehmen, sondern ich hatte das Vergnügen, ihm bey der Unterweisung der Kostgänger an die Hand zu gehen und in seiner Abwesenheit die Aufsicht über sie zu führen. Und so wurde der Wunsch meines Herzens, der auch der seinige war, erfüllt. Er that das an mir, was mein seliger Vater, hätte er länger gelebt, an ihm gethan haben würde.

Jezt aber dachte er an die Erfüllung eines, seinem Herzen schon lange angelegenen Wunsches, den ihm seine Lage nun zu befriedigen erlaubte. Seinem edeln, zur reinen Liebe gebildeten Herzen war der Genuß der ehlichen Liebe zum Glück des Lebens unentbehrlich. Auch hatte er mehrere Frauenzimmer kennen gelernt,

die ihm nicht gleichgültig waren. Eine besonders, in deren Haus ihm der Zutritt, als dem Freund des Vaters offen stand, hatte durch ihre Schönheit sowohl, als durch ihren lebhaften Geist einen nicht geringen Eindruck auf ihn gemacht, so daß mehrere Personen glaubten, auf sie werde einst seine Wahl fallen. Allein schon damals gestand er meiner Schwester, die er gerne zu seiner Vertrauten machte, und nachher seiner Braut selbst, daß, ungeachtet ihres Werths, er sich doch nicht von ihr so angezogen gefühlt habe, daß er geglaubt hätte, in ihrem Besitz das Glück zu genießen, wovon ihm das Ideal vorgeschwebet habe: so wie auch sie vielleicht es in der Verbindung mit ihm nicht gefunden hätte. Unwiderstehlicher zog ihn ein anderes Frauenzimmer an, das ungefähr von gleichem Alter mit ihm war, und gerade die Eigenschaften besaß, die mein Freund bey der künftigen Gefährtin seines Lebens zu finden wünschte. Jungfer Anna Maria Köchlin, so hieß sie, hatte einen durch Kenntniße gebildeten Geist, ohne damit zu glänzen, einen reifen Verstand, und ein Herz, das einer zärtlichen Anhänglichkeit an den Geliebten, dem es sich ergeben hatte, fähig war: dabey ließ sie einen Mann, der so wenig, als mein Freund, um Haushaltungssachen sich bekümmerte, mit Recht hoffen, daß er

die Führung des Hauswesens ihr mit der größten Ruhe überlassen könne.

Mein Freund hatte sie schon, ehe er auf Reisen gieng, kennen gelernt: nun suchte er ihre nähere Bekanntschaft, und überzeugte sich bald, daß sie für ihn geschaffen seye. Ein paar Monate vergiengen, ohne daß von Liebe die Rede war; indessen waren ihre Herzen stillschweigend einverstanden. Es war nur noch das Bekenntniß nöthig. Dieses legte mein Freund noch vor dem völligen Ende des Jahrs (1771) ihr schriftlich ab, und zwar mit einer Einleitung, die wenige Liebesgeständniße haben mögen.

Er sandte seiner Geliebten, welcher er vorher öfters Bücher zum lesen gegeben hatte, den ersten Band von des Hrn Heßen Geschichte der drey lezten Lebensjahre Jesu, und beschrieb ihr dieses damals neue Werk als das beßte, welches er kenne, den Urheber des Christenthums in seiner Größe und Liebenswürdigkeit kennen zu lernen. Dann fährt er fort:

„Unter allen Gegenständen des menschlichen „Wissens ist keiner, welcher Ihrem Geschlecht „angemessener wäre, als die Religion. Ich „rede aber nicht, wie Sie wohl merken wer„den, von der Theologie, sondern von der Re-

„ligion, die mehr in der Empfindung als im „Wissen besteht. Aber diese Empfindung setzt, „um uns nicht irre zu führen, einen aufgeklär„ten Geist, und richtige Begriffe voraus, wel„che man in den meisten Andachtsbüchern nicht „findet, die Sie eben in diesem Buche finden „werden. Ich kenne nichts liebenswürdigeres, „nichts das die Hochachtung eines rechtschaffe„nen Manns, der das wahre Verdienst zu schä„tzen weiß, mehr verdiene, als eine Person von „Ihrem Geschlecht, die fromm aus Grundsä„tzen, und eben so entfernt ist von kindischem „Aberglauben, als fühlbar für die Wahrheiten, „die ihr Herz verschönern, indem sie ihren Ver„stand aufklären.

„Wie preise ich mein Schicksal, daß es mich „mit Einer bekannt gemacht hat, welche dem „Ideal, das ich mir gemacht habe, gleich kommt! „Wie zufrieden sehe ich dem Ende dieses Jahrs „entgegen, des glücklichsten meines Lebens, weil „ich in demselben diese schätzbare Entdeckung „gemacht habe. Doch ich habe nichts gefun„den, als was ich mir allezeit von Ihrer Be„kanntschaft versprach; auch habe ich die Wir„kung, die sie auf mein Herz machen würde, „vorausgesehen; und das ist die Ursache, warum „ich dieselbe nicht eifriger zu einer Zeit gesucht

„habe, wo meine Lage so beschaffen war, daß „die Bekanntschaft eines Guts, welches ich doch „hätte verlassen müßen, mir Schmerzen bereitet hätte.

„Aber bin ich denn jetzt so gewiß, dieses „Gut zu besitzen? — Die wahre Liebe ist „nicht stolz (présomptueux); sondern furchtsam, und waget es nicht sich zu erklären, aus „Furcht zu mißfallen — Ich habe es gewaget, das Wort auszusprechen — Es sey! Sie „können mit meinen Empfindungen nicht unbekannt seyn. Sie mögen sie billigen oder verwerfen; Sie werden doch beständig der würdigste Gegenstand meiner, auf Ihre Eigenschaften gegründeten Zuneigung bleiben. Mögen Sie für mich bleiben was Sie wollen, „meine Freundin oder meine — — Ich wage „es nicht, ohne Ihre Erlaubniß mehr über „diese Angelegenheit zu sagen: aber es war „mir unmöglich dieses Jahr vergehen zu lassen, ohne Ihnen wenigstens Etwas darüber „zu sagen. Ich kenne Sie zu gut, um überzeugt zu seyn, daß Sie mich wenigstens nicht „strafen werden für das aufrichtige Geständniß „der Empfindungen, welche Ihr Werk sind.“ u. s. w.

Auf diesen Antrag folgte bald eine Antwort, die seine Wünsche krönte; und von diesem Augenblick an wiedmete er alle, von seinen Geschäften übrige Zeit dem Umgang oder dem Briefwechsel mit seiner Geliebten. Auf den leztern wurde zwey Monate nachher die Unterhaltung der Liebenden beynahe gänzlich eingeschränkt, als mein Freund im Merz 1772 auf sein Pfarrdorf zog, wo er bis in den Sommer ohne seine Geliebte leben mußte. Freylich unterließen die Verlobten nicht, sich bisweilen für einige Tage zu besuchen, ja oft nur auf einige Stunden sich einen Rendez-vous zu geben. Allein für ihre Liebe war dieses zu wenig. Die schriftliche Unterhaltung mußte also den Mangel des persönlichen Umgangs ersetzen. Da vergieng selten eine Woche, worin nicht mehrere Briefe gewechselt wurden. Und diese Briefe, in welchen allen eine zärtliche, aber sanfte, durch Vernunft und Religion gemäßigte und veredelte Liebe athmet, waren großentheils von wichtigem und ernsthaftem Inhalt. Ich glaube meinen Lesern einen Gefallen zu thun, und zugleich meinen Zweck, den Geist und Charakter meines Freundes zu schildern, am sichersten zu erreichen, wenn ich aus der großen Zahl der Briefe, die ich von ihm in Händen habe, derselben einige der interessantesten mittheile.

* *
*

„Sie können es sich leicht vorstellen, meine Theure, (so schrieb er einige Tage nachher, als er das Jawort von ihr erhalten hatte) daß ich seit dem glücklichen Augenblick, worin ich die Versicherung Ihrer Liebe aus Ihrem eigenen Mund gehört habe, an wenig anders, als an Sie und meine Glückseligkeit gedacht haben werde. Nichts als die Beschäftigung mit meinen Berufspflichten hat seitdem diese süßen Vorstellungen unterbrochen; und diese allein werden auch in Zukunft die Gedanken an Sie bisweilen auf eine kurze Zeit entfernen, aber immer mit ihnen abwechseln. Und warum sollte ich nicht oft mitten in der Beschäftigung meines Berufs an Sie denken? Kann ich eine angenehmere und stärkere Aufmunterung zur getreuen Erfüllung desselben haben, als den süßen Gedanken, mich dadurch der Liebe und Achtung derjenigen würdiger zu machen, in deren Besitz nun meine ganze irdische Glückseligkeit besteht? Und kann ich mir auf dieser Welt eine süßere Belohnung versprechen, als den Beyfall und die Billigung meiner Geliebten?

„Es ist gewiß keine enthusiastische Einbildung, meine würdige Freundin, daß die edlere Liebe der Tugend ein neues Leben giebt. Ich habe immer, ehe ich es selbst erfahren habe, die kal-

ten Spöttereyen über diese Behauptung in meinem Herzen verachtet. Aber freylich gehört, um ihre Wahrheit einzusehen, ein Gefühl dazu, welches nicht einem jeden gegeben ist; und darum würde ich es mir auch niemals einfallen lassen, die Einwendungen dagegen ernsthaft zu widerlegen. Sie sind ganz gewiß auch meiner Meynung; und wir werden es immer mehr erfahren, daß es wahr ist: So wie wir uns einmal lieben, wird uns unendlich viel daran gelegen seyn, unsere gegenseitige Liebe um unserer eigenen Glückseligkeit willen zu erhalten, und wenn es möglich ist, zu vergrößern. Wir denken beyde gleich über die beßten Mittel, wie das geschehen kann, und es sind gewiß keine andere, als die Erhaltung und Vergrößerung der gegenseitigen Achtung und die zärtliche Sorgfalt, einander immer in dem vortheilhaftesten Licht zu erscheinen.

„Wie froh bin ich, eine Geliebte zu haben, an die ich so schreiben, und mit welcher ich, wenn ich bey ihr bin, auch so reden darf. Ich empfinde es wohl, und habe es schon, ehe ich Sie kannte, empfunden, wie unglücklich ich mit einer Gattin seyn würde, dergleichen man viele sieht, und die wirklich für sehr gute Frauen passieren. Sie mögen es auch seyn; ich verlange

nicht, meine Geliebte auf Unkosten Ihres eigenen Geschlechts zu rühmen. Aber ich habe unter Vielen, die ich gekannt, nur Eine gefunden, die mich ganz nach meinem Sinn glücklich machen konnte; und bey der Glückseligkeit kommt es doch, wie mir deucht, hauptsächlich darauf an, daß man dasjenige finde, was man dafür hält. Ich habe es gefunden, den Besitz eines Herzens, das für das meinige gemacht war. Und wie sehr hat nicht die Art, wie mir dieses theure Geschenk gemacht wurde, den Werth desselben in meinen Augen erhöht! O wenn ich nur meine geliebte Wohlthäterin recht hievon überzeugen könnte!

„Es war vielleicht eine zu weit getriebene Bedenklichkeit von mir, daß ich, nicht zufrieden mit der Versicherung, geliebt zu werden, immer auch noch wünschte, diese Versicherung auf eine Art zu erhalten, die mich glauben machen könnte, daß sie ein wahres Geschenk des Herzens seye. Ich glaube es von der Ihrigen, meine Theuerste, und darum können Sie desto sicherer auf meine beständige Erkenntlichkeit zählen. Ich bin überhaupt so sehr ein Feind von allem, was blos Ceremoniel ist, und am meisten bey den wichtigen Auftritten des menschlichen Lebens, wo es so gar am unrechten Ort ist.

„Ich habe dieses Blatt in die Hand genommen, ohne recht zu wissen, was ich Ihnen schreiben wollte. So wird es mir noch oft gehen. Aber an Stoff wird es mir gewiß niemals fehlen. Ich werde von allem mit Ihnen reden, was mich, und also uns beyde interessiert. Nicht immer so ernsthaft, wie jetzt: Das müßen Sie nicht erwarten; aber vielleicht bisweilen auch noch ein bischen ernsthafter. Kurz, Sie sollen in meiner Seele lesen, in was für einer Laune sie sich auch immer befinden mag. Ich halte die ernsthaftesten Dinge nicht für unschicklich zur Unterhaltung mit einer Seele, wie die Ihrige ist. Aber immer ernsthaft zu seyn, ist auch meine Sache nicht, besonders in einer so angenehmen Situation, wie die meinige ist.

„Sie können sich nicht vorstellen, meine süße Freundin, wie viel Vergnügen ich mir von unserm künftigen Briefwechsel verspreche. Beynahe erwarte ich darin eine völlige Schadloshaltung für die Nothwendigkeit, worin ich mich befinde, Ihren täglichen Umgang noch für eine Zeitlang zu entbehren. Bald werde ich Ihnen deutsch, und bald französisch schreiben, wie mich die Lust ankömmt. Machen Sie es auch so, meine Liebe; nur sagen Sie mir recht oft, daß Sie mich lieben; und wenn sie wollen, so will

ich gern noch ein paar Sprachen lernen, um es in mehrern lesen zu können."

* *
*

„Es ist nun eben die Zeit des Tages, (so schrieb er in seinem ersten Brief aus seinem Pfarrdorf Buch, wohin sie ihn begleitet hatte) wo ich sonst bey Ihnen zu seyn pflegte, und ungefähr um eben diese Zeit werden Sie morgen meinen Brief erhalten. Nun kann ich nicht mehr den Tag über mit der frohen aufmunternden Hoffnung arbeiten, daß ich des Abends in dem Vergnügen Ihrer Gesellschaft meine süße Belohnung finden werde. Aber ich will darum nicht weniger gewissenhaft arbeiten; denn ist nicht Ihr Beyfall, wenn ich ihn auch nicht von Ihren Lippen selbst anhören kann, mir doch Belohnung genug? und wird nicht die Zeit kommen, wo ich durch das Glück, Sie ganz die Meinige zu nennen, über alles mein Verdienst werde belohnt werden? Ich bin nicht gleichgültig gegen den Beyfall der Rechtschaffenen; aber ich kann doch mit Wahrheit sagen, daß, wenn ich auch der übrigen Welt unbekannt bleibe, und nur Ihre Billigung hätte, ich damit vollkommen zufrieden seyn wollte. Wie theuer muß mir diese Billigung jetzt seyn, da sie von einer Person kömmt, deren Verstand und

Herz mir Bürge dafür sind, daß dasjenige, was sie billigt, auch den Beyfall aller derjenigen haben muß, von denen man am liebsten ein günstiges Urtheil wünschet? — Ich weiß, daß es Sie unendlich freuen wird, wenn Sie von Ihrem Freund hören, daß er seine Berufspflichten gewissenhaft erfüllt. Kann ich außer dem Beyfall meines obersten Richters (der freylich alle menschlichen Urtheile bey mir überwägen muß) einen mehr aufmunternden Beweggrund zur gewissenhaften Erfüllung meiner Pflichten haben, als das Bewußtseyn, der Freundin meiner Seele dadurch eine Freude zu machen, die Ihres edlen Herzens und unsrer Liebe würdig ist?

„Ich glaube, daß ich Ihnen etwas ähnliches auch schon gesagt oder geschrieben habe. Aber Sie müßen sich überhaupt Wiederholungen in meinen Briefen nicht mißfallen lassen. Ich werde Ihnen allemal so schreiben, was mein Herz gerade in demselben Augenblick denkt, und so erwarte ich es auch von Ihnen. Sie sind ja meine beßte Freundin, und ich bin Ihr beßter Freund. Auch das habe ich Ihnen schon gesagt, daß Sie mir in diesem Verhältniß am theuersten sind. Meine Braut werden sie einmal nicht mehr seyn: aber meine Freundin

werden Sie immer bleiben, und als an einer solchen werde ich mehr an Ihnen haben, als die meisten Männer an ihren Frauen haben, und auch nach der gemeinen Denkungsart verlangen. Meine Denkungsart hierüber ist nicht die gemeine, so wenig es die Ihrige ist. Aber daß wir beyde gleich hierüber denken, das ist zu unserer Glückseligkeit genug. Ich bin glücklich, und werde es seyn. Vernunft und Empfindung sagen es mir. Sie glauben es auch zu seyn; und mein liebstes Geschäft wird darin bestehen, dafür zu sorgen, daß Sie es immer glauben können. Ohne Ihre Liebe, meine Theuerste, wäre ich ja nicht glücklich: was kann mir denn jemals mehr angelegen seyn, als diese Liebe beständig zu verdienen."

* *
*

„In wenigen Tagen sehen wir uns wieder. (so schließt er den Brief, den er einige Tage vor seiner ersten Predigt schrieb) Aber ach! es werden sich so viele Leute zwischen uns stellen. Dennoch freue ich mich darauf, und erwarte den Tag mit Ungeduld. Aber auch, in einer andern Absicht, nicht ohne Bangigkeit. Du hast Recht, meine Freundin, und kennest deinen Freund, daß du glaubest, er empfinde das Gewicht der Pflichten, die er auf sich nehmen soll.

Ja er ist mit Gottes Hülfe entschlossen, dieselben nach seinem beßten Vermögen gewissenhaft zu erfüllen. Möchte nur die feyerliche Handlung, worauf ich mich vorbereite, einen tiefen und dauernden Eindruck auf meine Seele machen! Dann sollst du hoffentlich niemals Anlaß haben, dich deiner Wahl zu schämen, oder es zu bereuen, daß du dein Herz an einen Unwürdigen verschenkt hast."

* * *

„Du bleibst dir immer gleich, meine liebenswürdige Freundin. Es ist abermal dein edles und tugendhaftes Herz, das in deinem Brief redet. Ich erkannte meine zärtliche Geliebte an der Besorgniß, welche dir die Nothwendigkeit verursacht, in welcher ich mich befinde, öfters Kranke zu besuchen. (Es lagen damals mehrere Personen in seiner Gemeinde an einer gefährlichen ansteckenden Krankheit danieder.) Aber ich erkannte auch die würdige Freundin meines Herzens an der Art, wie du dieses Geschäft betrachtest, dessen sich ein jeder, der die Wichtigkeit desselben fühlen kann, in meinem Amt nicht entäußern wird. — Ja, meine liebe Freundin, du hast Recht. Je genauer ich in der Erfüllung meiner Pflicht bin, desto gewisser können wir Segen von Gott hoffen. Du würdest, davon

bin ich überzeugt, keinen Mann haben wollen, welcher feig genug wäre, sich durch die Furcht des Todes verleiten zu lassen, die wichtigsten Pflichten seines Berufs zu vernachläßigen. Auch verdiente ein solcher Mann nicht ein Herz zu besitzen wie das deinige ist. Ich würde mich sogar desselben unwürdig machen, wenn ich mir nach der Aufmunterung, die du mir gegeben hast, nur einige Nachläßigkeit erlauben könnte. Du kannst nicht glauben, meine Vielgeliebte, wie sehr ich dich liebe wegen dessen, was du mir über diesen Gegenstand geschrieben hast. Ich will mich bemühen, dir immer ähnlicher zu werden. Ich will die günstige Meynung, die du von mir gefaßt hast, nicht widerlegen. Ich weiß, daß ich derselben den Besiz deines Herzens zu verdanken habe, welcher mein größtes Glück ausmacht. Ich will nichts versäumen, um derselben zu entsprechen, und deiner Zuneigung immer würdiger zu werden. Das ist die Kraft der Liebe, wenn sie auf gegenseitige Achtung der Liebenden gegründet ist. Sie ist die stärkste Aufmunterung, der mächtigste Beweggrund tugendhaft zu seyn. Das dachte ich diesen Morgen, als ich in dem vierten Gesang der Messiade die Stelle las (und da dachte ich an dich), wo der Dichter den liebenden Semida zu seiner lieben Cidli sagen läßt:

„Du bist, Himmlische, mein! durch keine kürzere Dauer,
„Als die Ewigkeit mein! Das nenn' ich für mich geschaffen!
„Jeder Tugend erhabneren Wink, der unsichtbar mir sonst war,
„Lern' ich durch deine Liebe verstehn! Mit zitternder Sorgfalt
„Folget mein Herz dem gebietenden Winke, die Stimme der Pflichten
„Hör' ich von fern'! Ihr werdendes Lispeln, ihr Wandeln im Stillen,
„Ihren göttlichen Laut, wenn keiner sie höret, vernehm' ich!
„Und nicht umsonst! Wie ein Kind voll Unschuld, mit biegsamem Herzen,
„Folg' ich dem leichten Gesetz der sanftgebietenden Stimme,
„Daß ich deinen Besiz, die du mir theurer als alles,
„Was die Schöpfung hat, bist, durch keinen Fehltritt entweihe.
„Welch ein Geschenk bist du mir von Gott! Wie dank' ich dem Geber,
„Daß ich, wie auf Flügeln von deiner Unschuld getragen,

„Näher dem Liebenswürdigen komm', der so
schön dich gebildet;
„Der so fühlend mein Herz, und deins so
himmlisch gemacht hat.

„Nicht wahr, meine liebe Freundin, so wollen wir uns immer lieben. Unsere Liebe wird dadurch nur angenehmer und dauernder werden. Indem sie uns zur Tugend führen wird, wird sie immer durch neue Flammen das heilige Feuer unterhalten, welches in unsern Herzen nie aus Mangel an Nahrung, wie bey so vielen andern, verlöschen wird.

„Fürchte nichts, meine Liebe, ich verspreche dir heilig, alle nöthige und mögliche Vorsicht bey den Krankenbesuchen anzuwenden, und mich der Mittel zu bedienen, die du mir angerathen hast. Ach! meine Theure, man ist nicht gleichgültig gegen das Leben, wenn man so glücklich ist, wie ich es bin, und wie ich hoffen kann, es zu werden. Ich fühle, was eine Trennung von dir mich kosten würde. Indessen so niederschlagend diese Idee auch immer für mein Herz seyn mag, ich denke manchmal daran, um mir sie erträglicher zu machen, indem ich mich mit ihr vertraut mache, und mich dadurch desto besser zu einer gänzlichen Ergebung in den Willen

desjenigen vorzubereiten, der der unumschränkte Herr unsers Schicksals ist. Dann, wann mich die Idee des Todes erschreckt, werfe ich meine Blicke jenseits, und sehe mich mit dir wiedervereinigt, um nie wieder von dir zu scheiden. Hier will ich dir noch eine Stelle aus Klopstocks Messias hersetzen, worin er einen Tugendhaften, der eben gestorben war, also schildert:

„Hadad, so war der Name des Edeln, ließ seine Geliebte,
„Seine Geliebte, die schönste der Töchter im Hayne Bethurim.
„Er entschläft, und sie weint nicht um ihn. Dieß hatte sie Hadad
„Einst in einer seligen Stunde der Liebe geschworen.
„Ihrer und seiner Unsterblichkeit sicher, vergaß sie der Thränen.
„Aber sie liebten sich mehr, als sonst sich Sterbliche lieben.“

„Verwundere dich nicht, meine Theuerste, über den ernsthaften Ton meines Briefs. Er ist in meiner gegenwärtigen Lage sehr natürlich. Alle Tage sehe ich Kranke und Sterbende; und ich versichere dich, meine Freundin, daß dieser Anblick für mein Herz wohlthätig ist. Ich lerne

die Religion meines Erlösers noch mehr schätzen und lieben, da ich den tröstenden Eindruck sehe, den sie auf die traurigen Herzen meiner Pfarrkinder macht. Sie hören mich mit Aufmerksamkeit an, und ich bemerke mit großem Vergnügen, daß sie den Werth der heilsamen Wahrheiten fühlen, mit denen ich sie unterhalte. Könnte ich durch eine übelangewandte Furcht mich verleiten lassen, diesen armen Leuten ihren einzigen Trost zu versagen? Schon meine Gegenwart scheint ihre Leiden zu verringern; warum sollte ich ihnen nicht gern diese Erleichterung verschaffen? Du kannst nicht glauben, wie sehr mich die Beweise ihrer Dankbarkeit rühren. Die Gesundheit kann ich ihnen nicht geben; aber ich kann sie ruhiger machen, und ihnen helfen, dem Tod mit weniger Furcht entgegen zu sehen. Dadurch erfülle ich nur meine Pflicht, und werde deiner Liebe und Achtung würdiger, würdiger des Antheils, den du an dem Lob nimmst, das man deinem Freund giebt. Bin ich nicht belohnt genug? Ich glaube nicht, daß es mir möglich wäre, vorsezlich in einen Fehler zu fallen, so bald ich wüßte, daß du es erfahren und ein Mißfallen daran empfinden würdest. Ach warum bringt die Liebe und die Ehrfurcht, die ich noch viel mehr dem höchsten und allgegenwärtigen Wesen schuldig bin, nicht

die gleiche Wirkung in meinem Herzen hervor? Unglücklicher weise haben diese wichtigen Beweggründe zur Tugend nicht immer einen gleich starken Einfluß auf meine Seele. Und doch habe ich so viele Ursache Gott zu lieben, und ihm meine Liebe durch Gehorsam zu beweisen; hätte ich keine andere Ursache dazu als das Glück, das er mir in dem Besitz deines Herzens hat lassen zu Theil werden. Man sieht so selten seine Wünsche in dieser Rücksicht gänzlich befriedigt, besonders wenn man sie nicht auf das einschränkt, was man gemeiniglich das Glück in der Ehe zu nennen pflegt, daß ich noch jezt nicht begreife, wie mir vor vielen andern dieses Glück zu Theil geworden ist."

* *
*

„Die traurige Situation meines Freundes, der seine Geliebte durch den Tod verloren *),

---

*) Sie starb an den Blattern. Mein Freund, der jezt den Schmerz des Bräutigams in seiner Lage lebhafter empfinden konnte, schrieb in seinem Namen ein Gedicht, die Klage eines Bräutigams bey dem Verlust seiner Geliebten; welches ein würdiger Pendant ist zu der Klage einer Braut über den Tod ihres Geliebten, die auch durch eine wirkliche Begebenheit veranlaßt wurde.

schwebet meiner Seele noch immer mit der stärksten Lebhaftigkeit vor; und ich kann mich der Vorstellung unmöglich erwehren, wie mir in dieser Situation zu Muth seyn würde. Meine ganze Seele bebet vor dem bloßen Gedanken daran. Denn ich fühle es, o meine theure Geliebte, ich fühle es, wie unglückselig ich seyn würde, wenn ich dich verlieren müßte. So voll Liebe, und so geliebt, wie könnte ich den Verlust ertragen? — Aber laß mich nicht von Verlust; vom Besitz und von den süßesten Hoffnungen auf die Zukunft laß mich reden. Du lebst ja, und lebst für mich. Du bist die Meinige, und wirst es noch mehr werden. Um diese Glückseligkeit und um ihre Fortdauer bitte ich Gott täglich, mit mehr Inbrunst als für keine andere Wohlthat; und ich hoffe die Erhörung meines Gebets von dem Allgütigen. Mit allen andern Schicksalen meines irdischen Lebens will ich ja gerne zufrieden seyn; mein Wunsch ist weder Reichthum, noch ein vorzüglicher Rang; weder Habsucht noch Ehrgeiz beherrschen meine Seele; aber Liebe beherrscht sie, die feurigste, zärtlichste Liebe zu dir, mein theures Kind, und das Verlangen durch den Besitz der würdigsten Gattin glücklich zu seyn.

„O ich lese es in deinen Augen, und fühle

es in meinem Herzen, daß es keine romanhafte Einbildung ist, wenn wir einander sagen, daß wir in dem einsamsten Winkel der Erde, von allen andern Menschen getrennt, und bloß mit den Mitteln zur Stillung der nothwendigsten Bedürfniße versehen, eines in dem Besitz des andern doch glücklich seyn würden. Ganz gewiß würde es so seyn, so gewiß, als ich nun, nachdem ich dich kennen gelernt habe, mit keiner andern mehr recht glücklich seyn könnte. Wie gut ist es, daß wir einander gefunden haben. Auch kannten wir einander bald; unsere Herzen sagten es uns bald, wir seyen für einander bestimmt. Zeuge davon ist die so geschwind gestiftete innige Vertraulichkeit und der Zwang, den wir uns hätten anthun müßen, wenn wir dem Zug unserer Herzen nicht hätten folgen dürfen. Zeuge davon soll unser ganzes Leben seyn, unsere fortdauernde Zärtlichkeit und gegenseitige Achtung.

* *
*

„Tief, unauslöschlich tief ist unsre gestrige Unterhaltung meinem Herzen eingegraben. Niemals wird der Eindruck davon in meiner Seele ausgelöscht werden können. Niemals in meinem Leben habe ich das empfunden, was ich dabey empfand, und noch immer empfinde, so oft ich

daran denke. Meine Liebe zu dir kann unmöglich vermehrt werden; aber meine Achtung für dich kann mit der Entdeckung jeder neuen liebenswürdigen Eigenschaft an dir noch immer zunehmen, und dieser Zuwachs von Achtung giebt meiner Liebe allemal eine neue Lebhaftigkeit, die ich manchmal selbst für eine Vergrößerung meiner Liebe ansehe. Aber das kann es gewiß nicht seyn: denn mein ganzes Herz empfand schon lange so viel für dich, als es nur immer empfinden kann.

„Du, mein liebstes Kind, erinnerst dich gewiß noch lebhaft an unser gestriges Gespräch. Selbst mit dir habe ich noch keinen solchen Tag durchlebt. Dreymal vergoßest du gestern Thränen in meinen Armen. O möchtest du niemals keine andern vergießen! Thränen der kindlichen Liebe bey dem Andenken eines geliebten Vaters; Thränen der Freude über die Glückseligkeit, die du dir mit deinem Geliebten versprichst; und Thränen der edelsten Aufmunterung zum Vertrauen auf unsern guten himmlischen Vater. O wie glücklich bin ich, daß diese Thränen in meinen Armen vergossen wurden, und daß ich sie aufküssen durfte! Was ist (ohne Enthusiasmus darf ich so fragen) was ist der wohllüstigste Genuß des sinnlichen Vergnügens gegen die

Freude, welche unsere Seelen in diesem Augenblicke empfanden? Und diese Freude, mein edles Kind, diese Freude werden wir uns bald so oft verschaffen können, als wir nur immer wollen.

„O wer es wüßte und verstünde, wie mein Herz dergleichen Freuden empfinden kann, und wie sehr es sie allen andern vorziehet, der, der allein würde es ganz begreifen, wie glücklich ich bin und seyn werde; wie theuer diejenige, welche mir diese Freuden verschaft, in meinen Augen seyn muß, und wie sicher und zuverläßig sie sich auf meine beständige Liebe und Achtung verlassen kann.

„Ja das kannst du, meine Theuerste, ganz ohne Zweifel kannst du dich darauf verlassen, daß dein erwählter Freund dich immer hochachten und lieben wird. Und du thust es auch. Zu meinem unaussprechlichen Vergnügen hast du das uneingeschränkte Zutrauen zu mir, wovon mein Herz sich bewußt ist, daß es dasselbe verdient: aber wovon ich dir bisher eben nicht viele Proben habe geben können. — Doch ich denke, meine Liebesversicherungen müssen dir, wenn ich sie schon nicht in einer eignen und besondern Sprache ausdrücken kann, doch aufrichtiger vorkommen, als sie in dem Mund man-

cher andern Liebhaber sind. Die Sprache des Herzens zeichnet sich doch aus. Wenigstens erkenne ich sie in allem, was du zu mir sagest.

„Vielleicht wirst du, meine edle Geliebte, auch bey diesem Brief wieder Thränen vergießen. Sie werden gewiß eine Wohllust für dich seyn, wie sie es für deinen Freund sind. Wir wollen diese Wohllust noch mehr miteinander genießen. Du kennest nun deinen Freund; du weißt, daß er kein Kopfhänger noch Schwärmer ist. Aber zum Gefühl solcher Freuden ist sein Herz Gottlob nicht verdorben; und ewig seye der göttlichen Güte dafür gedankt, er findet bey der theuern Gefährtin seines Lebens auch ein Herz, welches für solche edle Freuden gemacht ist.“

* *
*

„Ein kleines Briefchen hast du heute schon von mir erhalten mit der Nachricht von dem vergnügten Empfang deines Schreibens am Freytag, und der dabey befindlichen Sachen. Du schicktest mir, meine Liebe, unter anderm der Klopstockin Schriften zurück. Ich konnte der Begierde nicht widerstehen, dieses Buch, welches immer sehr interessant für mich gewesen ist, größtentheils wieder durchzulesen. Aber mit wie ganz andern Empfindungen las ich es dießmal,

als ich es vordem gelesen hatte! Ehmals wünschte ich mir, als meine größte Glückseligkeit, eine Gattin, die der Meta ähnlich seye. Jezt verglich ich meine wirkliche Glückseligkeit mit Klopstocks seiner, und meine Meta mit der Seinigen. Mehr als einmal nahm ich bey der Durchlesung ihres zärtlichen Briefwechsels deinen lezten Brief in die Hand, und langte noch einige andere hervor. „So glücklich bin ich auch, dachte ich dann, „so zärtlich und aufrichtig und edel „geliebt wie Er. So denkt und empfindet und „schreibt auch meine Meta. Meine kühnsten „Wünsche sind erfüllt. Die süßeste Glückselig„keit auf Erden, die Vereinigung mit einer tu„gendhaften, edeldenkenden und gefühlvollen „Gattin soll auch mir zu Theil werden, wie sie „Ihm zu Theil worden ist. Aber, o laß mich „sie länger genießen, mein Gott, verschone mich „mit Seiner Prüfung; oder gieb mir wenigstens „die Ergebung und Standhaftigkeit, womit du „Ihn begnadigtest —

„Unmöglich, meine Theuerste, konnte ich mich dieses lezten Gedankens enthalten, den meine Lektüre natürlicher weise bey mir veranlaßen mußte; und ich glaubte hoffen zu dürfen, daß mir in der schrecklichsten aller Situationen, worein ich jemals gerathen kann, die Religion den

gleichen Dienst leisten könnte, wie dem, seiner Einzigen Meta beraubten Klopstock. Ich glaube, mein Kind, wir werden beyde wohl thun, wenn wir uns bisweilen das Traurigste, was uns begegnen kann, zum voraus vorstellen, und uns auf den tödtlichsten Streich waffnen. Wenn er uns nicht trift, so werden wir ja doch nichts dabey verlieren, und die melancholischen Gedanken, welche etwa durch dergleichen Vorstellungen bey uns erweckt werden möchten, werden auch nicht ganz ohne Vergnügen seyn. Allemal aber werden dergleichen Betrachtungen das Band, welches uns verknüpft, enger zusammenziehen, und eines wird dem andern theurer werden, und beständig theuer bleiben, wenn wir bisweilen daran denken, wie viel ein jedes von uns mit dem andern verlieren würde.

„Wir wissen es nun schon aus der Erfahrung; nicht wahr, meine edle Geliebte, wir wissen es, daß das Vergnügen unserer Liebe nichts dabey verliert, wenn wir den Gedanken an Gott darein mischen? So beschreibt selbst Rousseau sein zärtliches Paar, den Emil und seine Sophie, wie sie sich oft eines in des andern Armen an ihren himmlischen Wohlthäter erinnern, und sich mit Freudenthränen von ihm mit einander unterhalten; und denen, die das sonderbar und

lächerlich finden, antwortet er: à quoi sert-il, d'avilir ce qui est sublime? — Rührend kam mir in dieser Absicht eine Stelle in dem Brief vor, welchen Meta ihren Klopstock, in der Voraussetzung, daß er vor ihr gestorben seye, nach seinem Tod an sie schreiben läßt. „Eine Liebe, „wie die unsere," schreibt er ihr, „war Gott „wohlgefällig, weil wir ihn nicht dabey vergaßen, weil wir ihm dankten, daß wir uns „gefunden hätten, und ihn zusammen anbe„teten. O du Einzige, wie oft habe ich dich in „meinen Umarmungen deine Augen gen Himmel „heben, und die volle Andacht deines Herzens „darin gesehen! O wie dankte ich dann Gott, „der mir diese, so gewiß zur Seligkeit bestimmte „Seele gegeben hatte. Gehe hin, meine Meta, „und lehre auch das die Welt, die nicht glaubt, „daß man zugleich lieben und beten könne. „Lehre sie die reine Liebe, die Tugend ist, und „Gott gefällt."

* *
*

„So ist es nun der lezte Brief, meine Theure, den ich vor unserer völligen Verbindung an dich schreibe; und ich bin in wenigen Tagen ganz mit dir vereinigt. Urtheile nach der Empfindung deines eigenen Herzens von demjenigen, was das Meinige bey dieser entzückenden Vor-

stellung fühlen muß. Ich weiß, du zärtlich Liebende, ich weiß, daß ich mich deswegen zuversichtlich auf dein eigenes Gefühl berufen darf. Ich weiß, daß ich nicht weniger zärtlich, nicht weniger edel von dir geliebet werde, als ich selbst dich liebe. — Ja gewiß, meine liebenswürdige Braut, gewiß sehe ich mit Freude und Entzückung in mein künftiges Leben hinaus. Nicht eine einzige sorgenvolle Empfindung beunruhiget mein Herz bey dem wichtigen Schritt, den ich nun zu thun im Begriff bin. Und das ist doch nach dem Zeugniß meines eigenen Herzens gewiß nicht Leichtsinnigkeit. Nein ich habe die gegenwärtige Freudigkeit und Heiterkeit meiner Seele den Beweggründen, die mich bey meiner Wahl geleitet haben, zu danken, und den Eigenschaften der gewählten zukünftigen Gefährtin meines Lebens. — Wer weiß, wie mir jezt zu Muth seyn würde, wenn ich mich aus irgend einer andern weniger reinen Absicht hätte bereden lassen, meine Hand und mein Herz einer Person zu geben, auf die ich mich nicht so völlig hätte verlassen können, wie auf dich, meine würdige Geliebte. Vielleicht wären mir auch mit derselben bis jezt die Tage unter verliebten Freuden angenehm verfloßen; aber so wie ich mein Gemüth kenne, würde es doch nun, da der unveränderliche Schritt so nahe ist, von sehr

ernsthaften und sorgenvollen Gedanken wegen der Zukunft beunruhiget werden. Allein bey dir, meine Theuerste, kann das nicht seyn. Ich kenne dich viel zu gut, als daß ich mich nicht völlig auf dich verlassen, und ein glückliches Leben mit dir zuversichtlich hoffen dürfte. Du hast alle Beweggründe meiner Wahl vollkommen gerechtfertiget, und es ist wahr, was ich dir schon hundertmal gesagt habe, ich bekomme mit dir eine Gattin, welche alle meine Wünsche und Erwartungen mehr als erfüllt. Wenn jemals zwey Herzen für einander geschaffen waren, um durch ihre Vereinigung einander glücklich zu machen, so sind es gewiß die unsrigen. Davon versichern uns die Empfindungen, die wir für einander fühlten noch ehe wir uns erklärten, und die Uebereinstimmung unserer Gesinnungen in Ansehung der wichtigsten Dinge.

Ich weiß, mein geliebtes Kind, daß du eben so denkest, und eben das Zutrauen zu deinem Freund hast. Dieses wechselseitige Zutrauen wird immer ein starker Beweggrund für uns beyde seyn, eines des andern Erwartungen zu erfüllen. Wir werden bey unserer hochachtungsvollen Liebe keine angelegentlichere Sorge haben, als daß wir immer eins in des andern Augen gleich liebenswürdig bleiben. Wir ha-

ben es nun schon allzusehr erfahren, wie glücklich unsere Liebe uns macht, als daß wir uns der Gefahr aussetzen sollten, dieses Glück zu verlieren.

„Warum sollten wir denn nicht freudig in unser künftiges Leben hinaussehen, welches wenigstens gewiß durch keinen selbstgemachten Kummer wird verbittert werden? Warum sollten zween Freunde, wie wir sind, ihrer völligen Vereinigung nicht mit Vergnügen entgegensehen? Bey unsern reinen Absichten und bey unserm aufrichtigen Vorsaz die Pflichten unsers neuen Stands gewissenhaft zu erfüllen, dürfen wir ja den Segen unsers Gottes erwarten, und wenn wir uns mit den Gesinnungen guter Kinder auf unsern himmlischen Vater verlassen, so wird er gewiß auch für uns sorgen.

„So denkst du, meine erwählte Braut, so denkt auch dein Freund. Er wird es gewiß alles erfüllen, was er dir schon oft, auch in der Gegenwart Gottes versprochen hat, wenn schon nicht so feyerlich, als es nun bald geschehen wird.

„Nun erwarte ich dann mit Freuden den Tag, den schönsten und glücklichsten Tag meines Lebens, an dem ich ganz der Deinige werden soll.

Ich will Gott um Segen zu unserm Vorhaben anrufen; thue du es auch. Er wird unser Gebet erhören."

Ich glaube keiner Verzeihung zu bedürfen, daß ich aus den Briefen meines sel. Freunds so vieles abgeschrieben habe: denn sein ganzer Charakter drückt sich in denselben aus. Den darin geäusserten Empfindungen blieb er in seinem ganzen Leben getreu. Zugleich sind sie das würdigste Denkmal, das ich durch Mittheilung derselben seiner vortreflichen Gattin setzen konnte, deren Werth aus diesen Briefen eben so deutlich erhellet, als wenn ich aus den ihrigen, die eben so zahlreich vorhanden sind, Beweise davon anführen wollte.

Die Verbindung meines lieben Freunds mit der Geliebten seines Herzens wurde im Heumonat 1772 vollzogen, die, wie man mit der höchsten Wahrscheinlichkeit zum voraus sagen konnte, eine bis an's Ende vergnügte und glückliche Verbindung war.

Schon vier Monate vor derselben hatte mein seliger Freund sein Pfarramt angetreten, und in dieser Zeit hatten sich auch seine Kostgänger

bey ihm eingefunden, so daß es ihm weder an Geschäften noch an Gesellschaft fehlte. Aber erst nach dem Eintritt derjenigen Person, die seinem Herzen die theuerste war, war ihm in seiner Wohnung recht wohl, und die Geschäfte, die er vorher schon mit aller Treue verwaltet hatte, verrichtete er nun mit gedoppelter Lust. Zwey Jahre lang hatte ich das Glück ein Zeuge seiner Thätigkeit im Predigtamt und der Unterweisung der Jugend zu seyn, und seine eigenen Fortschritte, die er durch fleißiges Studieren, besonders in den theologischen Kenntnißen machte, zu beobachten, und selbst Nutzen daraus zu ziehen.

Seine Predigten hatte er bisdahin alle schriftlich verfaßt, und wörtlich memoriert, welches ihm freylich wegen seiner Leichtigkeit im Arbeiten und seines vortreflichen Gedächtnißes nicht gar viele Zeit wegnahm. Auch in Buch that er es noch eine Zeit lang. Nach und nach aber fieng er, zuerst in der Woche, dann auch an den Sonntagen an, nach einem sorgfältig ausgearbeiteten und überdachten Plan zu predigen. Doch schrieb er immer noch manche Predigten, besonders auf die Feste, dergleichen sich noch aus den lezten Lebensjahren gefunden haben.

Weil er besonders an der Unterweisung der Jugend Lust fand, so ließ er beynahe alle Tage eine Anzahl der fähigsten Knaben und Mädchen seines Dorfs zu sich kommen, um durch einen freyen Unterricht ihren Verstand zu bilden, und ihnen allerhand nützliche, vorzüglich Religionskenntniße beyzubringen. Unter diesen interessierte ihn besonders ein blinder Knabe, der sein Gesicht so früh und so ganz verloren hatte, daß er sich keinen Begriff vom Sehen machen konnte, aber demungeachtet wegen seiner Fähigkeiten und Lernbegierde leichter zu unterrichten war als viele Sehende. Da seine Gemeinde sehr klein war, indem sie nur aus 30 bis 40 Haushaltungen bestand, so konnte er, ohne Abbruch seiner eigentlichen Amtsgeschäften, der Unterweisung der Kostgänger alle nöthige Zeit widmen. Und dieses that er so eifrig, daß er nicht einmal die Erleichterung, die er durch meine Beyhülfe hätte haben können, ohne Noth annahm, um mich nicht am Studieren zu hindern. Erst im zweyten Jahr meines Aufenthalts bey ihm, da er noch zwey studierende Jünglinge an die Kost bekommen hatte, überließ er mir einen größern Antheil an dem Unterweisungs-Geschäft.

Zum eignen Studieren blieb ihm dennoch immer noch Zeit übrig. Theologie und Bibel-Studium

waren seine Lieblingsbeschäftigungen: er prüfte, erweiterte und berichtigte seine Ideen, und bildete sich sein System in manchen Stücken anders, als er es von der Akademie gebracht hatte; doch gieng er darin mit einer bescheidenen Mäßigung und Gründlichkeit zu Werke, die, besonders in unsern Tagen, recht vielen zu wünschen wäre. Von der Bibel gieng seine Theologie aus, und auf dieselbe leitete er seine theologische Lectüre und eigenes Forschen zurück. Ein Beweis davon ist sein griechisches Neues Testament, das er immer bey der Hand hatte, welches auf allen Seiten mit Citaten angefüllt ist, die er sich von Zeit zu Zeit beyschrieb.

Schriftsteller zu werden hatte er nie *) großen Trieb; sonst wäre er es damal worden; aber ein gewißes bescheidenes Mißtrauen in sich selbst, das vielen zu wünschen wäre, und ein hoher Begriff von der Würde eines Schriftstellers hielten ihn gemeiniglich zurück. Er wollte lieber von andern lernen, als die, ohnedem große Zahl der, als Lehrer des oft undankbaren Publikums auftretenden Schriftsteller vermehren. Und doch

*) Es ist ein Irrthum, wenn in der Schweizerischen Bibliothek des Herrn von Haller ihm ein paar Schweizerische Schauspiele zugeschrieben werden.

bin ich mit allen, die ihn kannten, überzeugt, wenn er sich durch Schriften bekannt gemacht hätte, dieselben würden eine günstige Aufnahme gefunden haben. Unter seinen Papieren hat sich eine unvollendete weitläuftige Abhandlung, Apologie der Vernunft betitelt, vorgefunden, die er zu Buch in der Absicht geschrieben zu haben scheint, sie herauszugeben. Und gewiß wäre sie in der damaligen Zeit, wo die Vernunft mehr als jezt Vertheidiger nöthig hatte, mit Beyfall aufgenommen worden. Aber während dem Schreiben mag er sein Vorhaben aufgegeben haben; vielleicht weil ein Anderer ihm in der Behandlung dieses Gegenstands zuvorgekommen war, und er nun seine Schrift für überflüßig hielt.

An critischen Journalen hat er nie einigen Antheil genommen, ungeachtet der Aufforderungen, die an ihn ergangen sind, weil er zu gewissenhaft und friedliebend war. Er hatte zu Buch die Erfahrung gemacht, wie übel Critiken aufgenommen werden. Ein angesehener Geistlicher, den mein Freund übrigens schäzte und liebte, hatte eine kleine theologische Schrift drucken lassen, über welche er eine bescheidene und gründliche Critik verfertigte, und dieselbe dem Verfasser mit einem ehrerbietigen Schreiben selbst

zuschickte. Allein die Absicht meines Freunds, die an sich selbst gut war, wurde vereitelt. Der Beurtheilte nahm die Critik übel, und wollte Recht haben: die Freunde desselben tadelten den Beurtheiler; und seine Gegner hatten eine Schadenfreude, die meinen Freund, weil er gar nicht die Absicht hatte, ihnen eine solche zu bereiten, bald noch mehr als der Tadel verdroß; denn er kannte die unreine Quelle derselben. Am Ende kam es zu einer mündlichen Conferenz, die den Ausgang aller Conferenzen dieser Art hatte: jeder blieb bey seiner Meynung.

Im Frühjahr 1774 verließ ich meinen Freund und den mir lieb gewordenen ländlichen Aufenthalt desselben, und gieng nach Göttingen. Nicht gar volle zwey Jahre blieb er noch in Buch. Seine Freunde hätten ihn zwar gern schon eher auf eine bessere Art versorgt, aber es zeigte sich keine Gelegenheit. Am liebsten hätten sie ihn vom Land in die Stadt gezogen, und meinen Freund zog auch seine Neigung in dieselbe. Besonders gieng der allgemeine Wunsch dahin, ihn an unserer lateinischen Schule anzustellen, weil man mit Recht glaubte, in ihm den Mann gefunden zu haben, dessen Wirksamkeit zu einer Verbesserung derselben, die sie so sehr bedurfte, unentbehrlich wäre. Wirklich hatte

er schon auf seiner Pfarre darüber nachgedacht, und seine Plane dem damaligen Herrn Staatsschreiber Stokar, seinem Jugendfreunde mitgetheilt, der sich sehr für das Schulwesen interessirte, und an der Verbesserung desselben eifrig mitzuwirken versprach.

Weil aber die Aussicht auf die Erledigung einer Lehrerstelle an der lateinischen Schule noch etwas entfernt war; so willigte mein Freund ein, die am Collegium erledigte Stelle eines Professors der Philosophie anzunehmen; so gering auch das Salarium war; weil es ihm in der Stadt weniger an Gelegenheit und Mitteln fehlte, so wie für seine litterarischen, also auch für seine ökonomischen Bedürfniße besser zu sorgen. Als ich daher im Frühjahr 1776 von der Akademie nach Hause kam, so hatte ich das Vergnügen meinen Freund in der Stadt anzutreffen.

Eine seiner Beschäftigungen, die er gleich damals übernahm, und bis an sein Ende beybehielt, war die Uebersetzung der ausländischen Artikel in eine hiesige Zeitung. Bey diesem Anlaß entstanden die prosaischen Aufsätze, die in dieser Sammlung erscheinen. Er hatte nämlich einige Jahre zu dieser Zeitung Beyblätter geliefert, die er bald mit eigenen Gedanken, bald

mit Uebersetzungen, bald mit Stellen aus andern Büchern anfüllte. Aus der großen Anzahl derselben sind diejenigen, welche des Aufbehaltens am würdigsten schienen, ausgewählt worden, und werden, wenn sie schon von meinem Freund nicht in dieser Absicht geschrieben worden sind, doch dieser Ehre nicht unwerth scheinen.

Im Jahr 1778 wurde endlich eine Stelle an der lateinischen Schule erledigt, zu welcher mein Freund einmüthig erwählt wurde. Mit seinem Eintritt in die Schule wurde auch die Einrichtung derselben nach einem, von seinem Freund Stokar und ihm entworfenen und von der Regierung genehmigten Plan verbessert. Die Schule blieb zwar eine lateinische Schule, in welcher hauptsächlich die gelehrten Sprachen getrieben wurden, aber der Unterricht in denselben wurde auf eine, nicht nur das Gedächtniß, wie bis dahin geschah, sondern auch den Verstand beschäftigende Weise getrieben, und daneben wurden auch andere nützliche Kenntniße den Schülern beygebracht; so daß auch die grössere Zahl derjenigen, die keinem gelehrten Stand gewidmet waren, mit Nutzen dieselbe besuchen konnten.

Der Ordnung nach, welcher er sich gern unterzog, trat er in die unterste Classe ein; aber

es vergiengen nicht volle vier Jahre, so war er durch Todesfälle oder Beförderung seiner ältern Collegen aus einer Classe in die andere bis zum Rektorat gestiegen, in welches ihn, zu beyderseitigem Vergnügen, sein Jugendfreund Stokar, der indessen Präsident des Schulraths geworden war, auf das ehrenvollste einführte. *)

Wie mein sel. Freund als Rektor der Schule bis an's Ende seines Lebens (1782 — 1804) vorgestanden seye, und durch seinen Unterricht die Jugend seiner Vaterstadt gebildet habe, will

---

*) „Wie könnte und sollte ich (sagte er in seiner Einführungsrede) „die lebhafte Freude verbergen, die ich fühle, den Freund meiner Jugend „an der Spitze einer mir so angelegenen Schulanstalt, und ihn selbst an dem Ziel einer Laufbahn zu sehen, auf der ich ihn lange begleitete, und nach der ich noch oft mit einer Art „von Sehnsucht zurückblicke . . . Ja, theuerster Freund, nicht allein der glänzende Fortgang in mehr als einer Wissenschaft, von welchem ich frühe ein Zeuge war; nicht die ausgebreitete Sprachkenntniß; nicht die Bekanntschaft mit allen Musen; sondern vornehmlich „Ihr von Liebe zu der Jugend erfülltes Herz „war es, das mir den Wunsch eingab, Sie an „dieser Stelle zu sehen.“

ich, so zuverläßig ich es auch, als sein vieljähriger College, zu beschreiben vermöchte, hier übergehen, und die Leser lieber auf die Gedächtnißrede seines Freunds, des Herrn Prof. Müllers verweisen, die er ihm nach seinem Tod gehalten hat. *)

Als Rektor hätte er sich von der Verpflichtung zu predigen ganz dispensieren können, weil seine Vorgänger davon befreyt waren. Aber da seinen Collegen anstatt der kirchlichen Arbeiten, die sie ehmals zu verrichten hatten, die Sonntägliche Abendpredigt in der Münsterkirche wechselsweise zu halten aufgetragen wurde; so ließ er es sich aus Liebe, theils zu seinen Collegen, theils zur Sache selbst, gern gefallen an dieser Predigt ebenfalls Theil zu nehmen: so wie er aus Gefälligkeit und Diensteifer seine Hülfe nicht nur denen, die sie verlangten, nicht verweigerte, sondern sogar selbst anbot.

Zu gleicher Zeit mit dem Rektorat wurde ihm auch die Stelle eines Professors in der Theologie und Examinators der Candidaten aufgetragen, die sein würdiger Vorgänger, Herr Rek-

---

*) Das Wesentliche daraus findet man in der Vorrede.

tor Wipf, auch verwaltet hatte. Diese beyden mit einander verbundenen Aemter hatte er schon einige Jahr vorher an seiner Statt versehen; daher ich das Vergnügen hatte (1776) der erste Candidat zu seyn, der von ihm examiniret wurde.

Nun war mein Freund in dem Wirkungskreis, in welchem er den übrigen dritten Theil seines Lebens auf die nüzlichste Weise sich thätig bewies. Und da derselbe sein Wunsch und seine Wahl gewesen war; so war er in demselben mit Lust und Eifer thätig. Seine erworbenen mannichfaltigen Kenntniße wandte er zur Bildung der lernenden Jugend getreulich an; und eben diese Treue machte es ihm zur angenehmsten Pflicht, die Masse seiner Kenntniße durch fortgesetztes Studieren zu vergrößern, und seine Einsichten immer mehr zu läutern und zu vervollkommnen. Mit allem, was in den Kreis seiner Wissenschaften gehörte, machte er sich unausgesezt bekannt, und benutzte, außer seiner eignen, die Büchersammlungen seiner Freunde, und besonders die öffentlichen Bibliotheken, aus welchen allen er immer Bücher um sich hatte. Oft wunderte ich mich, wie ihm neben seinen, so viele Zeit wegnehmenden Geschäften noch Muße übrig bleibe, so vieles zu lesen. Allein sein Geist war an diese Nahrung so gewöhnt, daß

er seinem, schon als Knabe gewählten Denkspruch beständig treu blieb: Otium sine litteris mors est, et vivi hominis sepultura. Darum war ihm auch der Aufenthalt in der Stadt so lieb, weil sie ihm die Mittel reichlich verschafte, seine Geistesbedürfniße zu befriedigen. Die schönen Wissenschaften, die er schon in der Jugend geliebt hatte, liebte er immer. In ihnen fand sein Geist die nöthige Erholung, die ihn zugleich stärkte und veredelte. Nichts, was in dem Gebiet derselben herauskam, war ihm fremd; ein Vortheil, den er der Bibliothek verdankte, die vor mehr als 30 Jahren von einer Gesellschaft hiesiger Litteratur-Freunde, deren ältestes Mitglied er war, gestiftet wurde, und mit jedem Jahr ansehnlich vermehrt wird. Einige Schriften, die er schon in seiner Jugend liebgewonnen hatte, waren noch seine Lieblings-Lectüre im Alter, besonders Richardsons Clarissa und Klopstocks Messias. Unter den Deutschen liebte er vorzüglich Lessing und Herdern.

Bey alle seiner Thätigkeit in seinem Beruf, und Liebe zum Studieren, liebte mein sel. Freund nicht minder den gesellschaftlichen Umgang, besonders mit litterarischen Freunden: doch war er auch gern in munterer Gesellschaft, wo er,

wenn er auch schon nicht leicht den Ton angab, doch herzlich in den Ton der Freude und des muntern Scherzes mit einstimmte. Finstere Laune war sein Fehler nicht: denn da seine Seele fast immer in einem beneidenswerthen Gleichgewicht sich befand, und seine Geschäfte ihm eine angenehme und leichte Last waren *); so war er, wenn schon nicht immer gesprächig, doch nicht mürrisch und verdrießlich: wenigstens fanden seine Schüler an ihm beständig einen Lehrer, der sie mit Sanftmuth und Freundlichkeit leitete und ihnen selbst die trockensten Dinge angenehm zu machen wußte. Ihnen erzählte er, was er sonst in Gesellschaft selten unaufgefordert that, viel von den Merkwürdigkeiten der Länder und Städte, die er auf seinen Reisen gesehen hatte: darum weil es diesen nützlich

*) Es beklagte ihn einmal ein Freund, daß er alle Tage vom Morgen bis auf den Abend an bestimmte Geschäfte gebunden wäre. Das ist mir eben recht, antwortete er, so weiß ich jeden Tag bey'm Aufstehen, was ich zu thun habe. Ein anderer sagte einmal: „Ich weiß nicht wo Sie die Geduld hernehmen, so in der Schule auszuhalten?“ und fügte mit einem etwas verächtlichen Blick bey: „Ich hielte es für das größte Unglück, wenn ich Schullehrer geworden wäre.“ „Für wen?“ war seine kurze treffende Replik.

war; gegen andere aber einer Praleren, von welcher er sogar den Schatten haßte, ähnlich schien. Die Fehler seiner Schüler bestrafte er so kurz als möglich, aber mit nachdrücklichen Worten, manchmal nur auf eine indirekte, aber dem, welcher Gefühl hatte, noch empfindlichere Art. Ein Schüler, den er wegen seines lebhaften Kopfs und seiner ausserordentlichen Lernbegierde sehr liebte, der aber gern, was er von andern gehört hatte, als seine eignen Gedanken vorbrachte, sagte einmal, als vom Plutarch die Rede war, er seye kein großer Schriftsteller gewesen, und seine moralischen Schriften seyen oft sehr langweilig, und nicht ohne Pedanterey geschrieben. Mein Freund gab ihm nur zur Antwort: Er hat doch wenigstens ein vortrefliches Büchlein geschrieben πως δει ακεειν (wie man hören soll)! Hätte er ihm sein, in anmaßendem Tone nachgesprochenes Urtheil über den Plutarch weitläuftig widerlegt, und ihm seinen Fehler, durch welchen er sich an den Manen dieses großen Manns versündiget habe, in einer noch so langen Strafpredigt vorgehalten, er hätte den übrigens liebenswürdigen Jüngling nicht inniger beschämt, als durch diesen indirekten Tadel seines voreiligen und für einen Schüler unüberlegten Urtheils.

Mein Freund wußte selbst, daß ihn manche für einen kalten Mann ansahen, der, wenn nicht von Büchern die Rede seye, an nichts Theil nehme. Darüber sagte er einmal mit einer muntern Laune: „Ich müßte ja in meinem „Leben keine Verse gemacht haben, wenn ich „wäre, wofür mich manche halten. Freylich „lasse ich meine Gefühle nicht immer laut wer„den; vor manchen verberge ich sie lieber, und „welcher gescheide Mann wird dieses nicht „thun?" So habe ich ihn immer kennen gelernt; und so kannten ihn alle seine Freunde. Einer derselben, den er sehr liebte, gieng einmal mit ihm spazieren, und so sehr er gewünscht hätte ihn zu einer vertrauten Unterredung zu bringen, er bekam nur einsylbige Antworten, und weil er merkte, daß es ihm nicht um's Reden wäre, so schwieg er auch. Einige Zeit waren sie schweigend neben einander gegangen, als mein Freund sich freundlich lächelnd mit den Worten zu ihm wendete: „Wenn wir schon „nicht reden; so wissen wir doch, daß wir ein„ander lieben." Und da wurden gleichsam die Zungen gelöst, und es fieng sich die herzlichste Unterhaltung an.

Und wie wenig er ein Feind des Vergnügens war, beweist seine Liebe zum Theater. Ehe er

auf die Akademie gieng, war auf eine kurze Zeit die Ackermännische Schauspielergesellschaft, welche der Krieg aus Deutschland in die Schweiz getrieben hatte, in unserer Vaterstadt, und führte die beßten, damals bekannten Stücke auf. Mein Freund besuchte das Theater fleißig, das heißt, so weit sein Taschengeld hinreichte. Um aber diese, sonst leicht versiegende Quelle fliessend zu erhalten, besuchte er nicht nur an Sonntagen, wie er sonst that, sondern auch in der Woche eine alte Tante, die ihn gern bey sich sah, weil er ihr etwas vorlas, für welche Mühe sie ihm allemal einen Ortsgulden gab. Hätte die alte Tante gewußt, sagte er dann, wohin ich mit ihrem Geld gegangen wäre, sie hätte es mir wohl schwerlich gegeben.

Diese Liebe zum Theater blieb ihm so lang er lebte. Auf seinen Reisen hatte er Gelegenheit gehabt, die größten Schaubühnen zu besuchen, und die beßten Stücke von den berühmtesten Schauspielern aufführen zu sehen. Und daß er als Kenner dem Schauspiel beygewohnt habe, beweisen seine Urtheile, die er in seiner Reisebeschreibung über die Stücke sowohl, als über die Vorstellung derselben machte, die von nicht gemeinen dramaturgischen Kenntnißen zeugen. Nachher mußte er freylich aus Mangel

an Gelegenheit dieses Vergnügen missen. Doch noch in den späten Jahren seines Lebens, als eine nicht schlechte Schauspielergesellschaft sich hier aufhielt, ruhete er manchen Abend von den Arbeiten des Tages im Theater aus, und erlaubte seinem Geist diese unschuldige Ergötzung, die ihm Jedermann gern gönnte, weil man seine Arbeitsamkeit und Berufstreue kannte und ehrte, und sein Charakter ihn gegen alle üble Nachreden, denen ein anderer Geistlicher eher ausgesetzt gewesen wäre, schützte.

Ich habe die Geschichte meines Freunds durch einige seiner Charakterzüge ein wenig unterbrochen, weil der Zeitpunkt, an welchen ich gekommen bin, gleichsam einen Stillstand in derselben machte, da sein Leben von dieser Zeit an ziemlich einförmig war. Seine Ehe war für ihn höchst vergnügt und glücklich. Seine Gattin blieb, was er von Anfang an gewünscht hatte, seine beständige Freundin und treue Gefährtin, die ihm seinen Lebensweg leicht und angenehm machte. Er hatte mit ihr neun Kinder gezeugt, von denen aber drey in früher Jugend gestorben sind. Die übrigen, welche noch leben, trugen zur Erleichterung und Versüßung seines Lebens viel bey. Sein ältester Sohn widmete sich dem geistlichen Stand, und bekam noch bey Lebzeiten

seines Vaters eine kleine Filialpfarre und eine Lehrerstelle an der deutschen Schule, die er, um seinen Vater nicht verlassen zu müßen, einer Landpfarre vorzog. Schon sechs Jahre lebte er in einer glücklichen Ehe. Nach dem Tod seines Vaters ist er, mit Beybehaltung seiner vorigen kleinen Stellen, Lehrer an der lateinischen Schule und Professor in der hebräischen Sprache geworden. Zween andere Söhne widmeten sich der Handlung, die sie nun zu Odessa am schwarzen Meer mit großem Glück treiben. Ein vierter Sohn, welcher von Jugend auf ein mechanisches Genie zeigte, wurde ein Kunstdrechsler, und hält sich zu Nürnberg auf. Von seinen beyden Töchtern wurde die ältere an einen geschickten Apotheker verheurathet. Die jüngere lebt im ledigen Stand. Glücklich als Gatte und Vater, verfloß ihm ohne große Leiden sein Leben ruhig und vergnügt.

Eine Veränderung trug nicht wenig dazu bey, ihm die lezten Jahre seines Lebens angenehm zu machen. Es wurde nämlich im J. 1795 die lateinische Schule aus ihrem alten Wohnsitz in ein neues Gebäude verlegt, welche Veränderung er durch eine Rede feyerte, welche gedruckt wurde.*)

*) Ein Freund schickte sie dem verewigten Herder, der schon vorher manche Aufsätze und Gedichte

Auch er bekam nebst seinem liebsten Collegen seine Wohnung in demselben. Aus einer Studierstube, in welcher er nur eine Spanne von Himmel durch eine Oeffnung im Dach sehen konnte, und wohin weder Sonne noch Mond schien, kam er nun in ein Studierzimmer, aus welchem er die herrlichste Aussicht in die freye Natur und auf den Rhein genoß. Einen andern Vortheil verschafte ihm diese Veränderung noch dadurch, daß er die Stadtbibliothek, welche in das gleiche Gebäude verlegt wurde, weil er den Schlüßel dazu hatte, wie seine eigene gebrauchen konnte. Auch bekam er dadurch Gelegenheit, besonders in den Jahren des Kriegs, als Truppen aller Art sich in unsrer Stadt aufhielten, viele merkwürdige Männer wenigstens von Angesicht kennen zu lernen, die, vorzüglich um das daselbst aufbewahrte Modell der, durch die Franzosen verbrannten Rheinbrücke zu sehen, die Bibliothek besuchten.

Unter der helvetischen Regierung wurde mein Freund, als Professor der Theologie und Rec-

---

meines Freundes gelesen hatte. Bey diesem Anlaß schrieb Herder: „Grüßen Sie A. herzlich von mir. Er ist ein braver Mann; jede seiner Productionen ist mir wie ein Glas alten Weines zur Stärkung.“

tor am Gymnasium ein Mitglied des Kirchen- und Erziehungs-Rathes, welches er auch unter der veränderten Verfassung blieb. Auch in diesem Wirkungskreise war er für das Beßte der Kirche und der Schule thätig, und half noch an dem veränderten Schulplan arbeiten, der aber erst nach seinem Tod ausgeführt wurde.

Aber ein empfindlicher, obwohl lange vorhergesehener Schlag traf ihn noch am Abend seines Lebens. Seine Gattin hatte im Jahr 1798 einen Fall gethan, von welchem eine Lähmung in der einen Hüfte die traurige Folge war. Von dieser Zeit an kränkelte sie, die bisdahin nie krank gewesen war, beständig, und zehrte allmählich ab. Endlich im Brachmonat 1801 gieng sie ihrem Gatten, mit welchem sie 29 Jahre in der glücklichsten Ehe gelebt hatte, und ihren Kindern in die bessere Welt voran. So sehr meinen seligen Freund dieser Verlust schmerzte, so trug er ihn mit der Standhaftigkeit eines Christen, wie er sich schon als Bräutigam auf diesen traurigen Fall entschlossen hatte:

Ihrer und seiner Unsterblichkeit sicher, vergaß er der Thränen.

Seine älteste Tochter trat bald nach dem Tode der Mutter in die Ehe; da zog sein ältester

Sohn mit seiner Gattin, welche der Vater wie seine eigene Tochter liebte, in sein Haus. So lebte mein Freund in dem Schooß der Seinigen, geliebt von seinen Kindern, seinen Schwestern und Freunden, glücklich und zufrieden, und widmete seine Zeit seinen Berufsgeschäften und den Studien unverdrossen bis an sein Ende.

Ohne einige bedeutende Krankheitszufälle hatte er das vier und sechzigste Jahr erreicht. Aber ein Uebel, das schon früh sich geäussert hatte, und welches mit den Jahren zunahm, ließ ihn kein hohes Alter hoffen, und machte seine Freunde, mehr als ihn selbst, oft für ihn besorgt. Ein dicker verdrüseter Hals, der immer stärker aufgedunsen ward, hatte ihm schon lange Beschwerden verursacht, die er aber, sey's aus Gewohnheit, oder wirklich, nicht so stark fühlte, als man glaubte. Indessen nahmen doch die Beschwerden in dem lezten Jahr seines Lebens sichtbar zu. Seinen Geschäften wartete er nichts desto weniger gleich unverdrossen ab; predigte sogar, nicht bloß wenn ihn die Reihe traf, sondern auch aus Gefälligkeit für andere. Seine lezte Predigt, zu welcher er sich selbst aus Freundschaft angeboten hatte, hielt er über die Begräbniß Jesu.

Im Anfang des Mays 1804, nachdem er Tags vorher in einer auserlesenen Gesellschaft den Abend vergnügt zugebracht hatte, überfiel ihn ein plözlicher Fieberschauer, so daß er sich zu Bette legen mußte. Gleich war seine Schwachheit außerordentlich groß, und alles schien sich in ihm in Schleim aufzulösen. Aus diesem Umstand schöpfte man im Anfang einige Hoffnung, daß die Natur durch eine glückliche Crise sein Uebel erleichtern werde. Er mochte es wenigstens glauben: denn er redte nur von seinen Geschäften, die er bald wieder selbst verrichten wolle, und konnte, seiner Schwäche ungeachtet, nicht abgehalten werden, mit den Catechumenen, die auf das bevorstehende Pfingstfest zum Abendmahl zugelassen wurden, sich noch eine Stunde zum Abschied zu unterhalten. Als ich ihn das erste Mal besuchte, fand ich noch mehrere Schriften auf seinem Bette liegen, in denen er bisweilen las, über deren Inhalt er mit mir redte. Besonders interessierte ihn eine Nachricht von den lezten Lebenstagen Klopstocks, und das Bild dieses seines Lieblingsdichters, welches er mir, so wie nachher jedem, der ihn zu besuchen kam, zeigte, und fast immer auf seinem Bette liegen hatte. — Ach! es ist mir, so oft ich es jezt ansehe, eine schmerzhaft-angenehme Erinnerung an meinen seligen Freund,

aus dessen Händen ich es gleichsam nach seinem Tod als ein theures Andenken von seinem Sohn bekommen, und in meiner Studierstube seinem Bild *) gegenüber aufgehängt habe. — Gleich vom Anfang seiner Krankheit an verfiel er öfters in fieberhaften Schlummer, in welchem ihn seine Phantasie gleich in eine andere Welt versetzte. Ueber Schmerzen klagte er indessen nie, nur über die Beschwerde, die ihm das unaufhörliche Schleimauswerfen verursachte. Als ich ihn das zweytemal sahe, glaubte ich schon wahrzunehmen, daß er schwerlich wieder aufkommen würde. Er redte zwar, so schwer es ihn ankam, und zwang sich sogar munter zu seyn. Ob er sein Ende nicht so nahe glaubte, oder nur sich selbst und den Seinigen die Schmerzen des Abschieds ersparen wollte, ist ungewiß. Aus einigen Aeusserungen aber ist doch wahrscheinlich, daß die Nähe des Todes seiner Phantasie bisweilen vorgeschwebet habe. So erzählte er selbst, nachdem man ihm ein Abführungsmittel verordnet habe, seye ihm vorgekommen, die

*) Es ist in Lavaters Physiognomik: Th. III, bey S. 257.

Wirkung desselben werde darin bestehen, daß er den Kopf verlieren müße: nicht den Kopf des innern Menschen, sezte er hinzu, nur des äussern. Und dieses habe er so fest geglaubt, daß er in einer gar nicht bangen, sondern getrosten Erwartung gewesen seye, den Kopf bald abfallen zu sehen, weil er davon die Befreyung von seinem Uebel gehoffet habe. Ein andermal sagte er: „Es ist doch eine gute Sache um das Reisen, wenn man nur einmal in der Kutsche ist.“

Ungefähr drey Wochen dauerte seine Krankheit. Den dreyßigsten May fühlte er ein starkes ängstigendes Zusammenziehen im Hals, welches ihm die Sprache und Besinnung gänzlich raubte; der Zufall dauerte etwa eine halbe Stunde, und sein Geist, von den Fesseln des Leibs erlöset, schwang sich in das Land der ewigen Freyheit empor.

So lebte, so starb der Edle. Im Leben geliebt und geehrt von Allen, die ihn kannten: und im Tod allgemein betrauert, weil man mit

Recht seinen Tod als einen allgemeinen Verlust für unsere Stadt betrachtete.

Wohl ihm! Er streute edeln Saamen in Gottes Acker aus: und seine Saat gedeihte. Sein Andenken bleibet im Segen.

Johann Jacob Altorfer,
Prof. Theol.

Erste Abtheilung.

G e d i c h t e.

Lob der Dichtkunst.

1776.

Die du schon oft die schönsten meiner Stunden
Mit himmlischem Vergnügen aufgeklärt;
Worin mein fühlend Herz sein Glück gefunden,
O Dichtkunst! Meiner ganzen Liebe werth!
Dir steigen tausend Lobgesänge
Von deiner Dichter Mund empor;
Verloren in der Menge
Wagt sich mein Lied hervor.

Horaz entflammt mit ungewohntem Feuer,
Und Ramlers Lied begeistert meine Brust.
Kühn greift die Hand nach ihrer goldnen Leyer,
Zu kühn, der eignen Schwachheit unbewußt.
Doch, wenn kein falscher Wahn mich täuschet,
Wenn es von deinem Feuer glüht,
Schallt, wie dein Werth es heischet,
Zu deinem Ruhm mein Lied.

Wie selig floß, wenn auf der Musen Flügeln
Mein Geist zurück in jene Zeiten drang,
Wo von des Pindus lorbeerreichen Hügeln
Der alten Dichter hohes Lied erklang:
Wie floß in himmlischem Entzücken
Die kaum bemerkte Zeit mir hin,
Die kurz, gleich Augenblicken,
Dem frohen Träumer schien.

Nicht stets erscholl von zauberischen Saiten
Der Wollust Lied. Ihr göttlich Saitenspiel
Klang oft, den Ruhm des Helden auszubreiten,
Der groß im Kampf für seine Brüder fiel;
Sang, wie vom Sturm emporgetragen
Den Erdball ein Gewitter schreckt,
Wenn Zeus im Donnerwagen
Entschlafne Sünder weckt.

Die Liebe jeder Tugend zu entflammen
Ward uns die Dichtkunst vom Olymp gesandt,
Voll Reizungen, die von der Gottheit stammen,
Und Sterblichen zur Lehrerin ernannt,
Sie lehrt die Wahrheit uns gefallen,
Die uns in ihrem Lied entzückt,
Mit ihren Schätzen allen
Liebreitzend ausgeschmückt.

O Herzen, unempfindlicher als Klippen,
Die Orpheus einst mit seiner Leyer zwang:
(Der Löw' gehorcht' den liederreichen Lippen,
Der Wald empfand den mächtigen Gesang)
Bedaurenswerthe, deren Busen
Kein Strahl von Phöbus Licht durchdringt;
Die kein Gesang der Musen
Zu edeln Thränen zwingt.

Rühmt, wenn das Glück die eitlen Wünsche krönet,
Wenn Gold den Geiz, des Pöbels Schmeicheley
Die Ehrsucht füllt, der nie der Weise fröhnet;
Rühmt, daß kein Glück dem euern ähnlich sey.
Soll euch des Dichters Herz beneiden,
Das nie von eiteln Wünschen glüht,
Und, Kenner beßrer Freuden,
Sich nicht um Gold bemüht?

Nie stieg im Opferrauch von Flaccus Saiten
Ein Reichthum-betteln Lied hinauf zum Thron
Der Götter: „Laß, was sie für mich bereiten,
„Mein mäßig Glück mich, o Latonens Sohn,
„Gesund und mit Vernunft genießen;
„Und, unbeschimpft durch tiefen Fall,
„Mein Alter mir verfließen
„Bey süßer Lieder Schall!"

Unsterblichkeit.

1760.

O wie entzückt er mich, der mächtige Gedanke:
Daß Gott zur Ewigkeit mich schuf!
Wenn ich ihn denke, dann, dann fall' ich hin und danke
Dem, der zur Ewigkeit mich schuf.
Dann schwillt mein Herz empor, dann herrscht in meiner Seele,
Nicht der Betrachtung träge Ruh'.
Triumph und Jubel herrscht durch die entzückte Seele.
Dann ruf' ich euch, ihr Himmel zu:
Jauchzt, Himmel! jauchzt mit mir! das Maaß der kurzen Zeiten,
Das diesseits meiner Gruft verfleugt,
Schließt nicht mein Daseyn ein! Mein Theil sind Ewigkeiten,
Die mir die frohe Zukunft zeigt.

Weihnachtslied.
1760.

Laßt die Wahrheit durch die Welt ertönen;
Daß Gott selbst, um Sünder zu versöhnen,
Sich für sie bis in den Staub gebeugt.
Gott, — wer will dieß Wunder ganz verstehen? —
Gott wird Mensch, Verbrecher zu erhöhen.
Wunder, das die Einsicht übersteigt.

Jesus hat, — wer kann die Liebe fassen? —
Jesus hat des Himmels Pracht verlassen!
Er, der Engel Fürst, steigt von dem Thron;
Kommt, wird Mensch, wird arm, und lebt auf Erden,
Bethlehem muß sein Geburtsort werden.
Dort im Stall, dort weinet Gottes Sohn.

Seht ihn schmachtend in der Krippe liegen!
Er, vor dem die Seraphim sich biegen;
Er, der aus dem Nichts die Wesen rief;
Er, auf dessen Wink die Wellen schweigen;
Er, der sich als Richter einst wird zeigen;
Er, ein Gott, erniedrigt sich so tief.

Aber, welch ein Glanz, den ich dort sehe!
Welch ein Heer, dort in der lichten Höhe,
Das frohlockend durch die Wolken bricht!
Seht, die ganze Schaar der Seraphinen
Muß dem menschgewordnen Gott noch dienen!
Seht, die dunkle Mitternacht wird Licht!

Welch ein Kind, das hier im Stalle weinet!
Welch ein Gott, der hier als Mensch erscheinet!
Völker, betet ihn mit Ehrfurcht an!
Gott, Erlöser! Was hat dich bewogen,
Was hat dich aus dessen Schooß gezogen,
Dem die Welt und Himmel unterthan?

Huld und Gnade, Liebe und Erbarmen,
Rissen dich aus deines Vaters Armen,
Trieben dich vom Thron der Herrlichkeit,
Ewig großer Gott, zu uns hernieder!
Nun sind wir, o Glück, des Königs Brüder,
Der regieren wird in Ewigkeit.

Der Gerichtstag.

1761.

„Zu hoch gethürmt sind die Verbrechen.
Mein Recht soll meine Gnade rächen!“
So donnert's durch die Himmel hin.
„Ich will — und alle Harfen schweigen, —
Ich will ihm seinen Richter zeigen,
Dem Erdkreis, wie ich schrecklich bin:“
Jehovah sagts — und schnell bedecken
Des Ernstes Mienen sein Gesicht;
Von seiner Stirne donnert Schrecken,
Der schon der Welt ihr Urtheil spricht.

Im Himmel herrschet tiefe Stille;
Der Cherub deckt sich mit der Hülle
Der Flügel sein Gesicht und traurt.
Und alle Seraphinen beugen
Sich tief, und alle Hymnen schweigen;
Kein Hallelujah schallt; — noch daurt
Das feyerliche, tiefe Staunen; —
Doch jezt, jezt bricht der Donnerton
Der furchtbaren Gerichtsposaunen
Die Stille, — nun erscheint der Sohn!

O wie wird vor dem Gott der Götter,
Wie wird der hohen Wahrheit Spötter
Vor seiner Herrlichkeit bestehn!
Wenn ihn vor seiner Gottheit Schrecken
Kein Berg und Hügel will bedecken;
Und er nun vor Gericht muß geh'n?
Er fühlt bestürzt der Erde Beben;
Er hört den lebenschwangern Schall,
Und bebt, nun banger als im Leben
Beym fürchterlichen Donnerknall.

Verzweifelnd wacht er auf, und siehet
Die schreckenvolle Scen' und fliehet;
Nun wünscht der Frevler zu vergehn.
Allein vom Throne, wo der Rächer
Ihn richtet, donnert dem Verbrecher
Des Richters Stimm' und heißt ihn stehn.
Und Furcht, Entsetzen, Angst verbreiten
Sich über seine Stirne hin:
„Ja, ruft er, Gott der Ewigkeiten,
„Nun fühl' ichs, daß ich elend bin."

„O wie strahlt sie mir jezt die Wahrheit!
Mit welcher schauervollen Klarheit,
Die einst mein frecher Stolz verlacht!

Die deine Majestät verehrten,
Die Werke deiner Hand, sie lehrten:
Es sey ein Gott, der sie gemacht.
Dein Geist, rief die Vernunft, wird leben,
Er folgt im Tod dem Leib nicht nach.
Auch der wird sich einst neu erheben:
Doch ihre Stimme war zu schwach."

„Zwar donnerte mir oft dein Wetter;
Oft rief dein Sturm: Verwegner Spötter!
Du trotzest deines Richters Macht.
Doch Hölle, Zukunft und Gerichte
War Vorurtheil, war ein Gedichte,
Vom Aberglauben ausgedacht.
Und — o ihr Hügel! — decket, decket,
Ihr flammenden Ruinen mich,
Vor dem, der mich vom Throne schrecket,
Vor jenem Gottmensch decket mich!"

„Volk, das von meinen Freveln zeuget,
(Wie tief wird jezt mein Stolz gebeuget —)
Furchtbares Christenvolk, nicht mehr
Gefesselt von des Irrthums Kette,
Fleh' meinen Richter, bete, bete,
Daß er ganz deinen Feind zerstör;

Nein, ewig Elend wird euch rächen;
Schon fühl' ich's — O wie tief sie sinkt,
Die Waag, belastet mit Verbrechen;
Wie furchtbar mir sein Rachschwerdt blinkt!"

Noch donnerts, und der Richtstuhl blitzet,
Und er, der auf dem Throne sitzet,
Zieht seinen Grimm wie Waffen an,
Verzweiflung faßt, die sich empörten,
Die seiner Gnade Ruf nicht hörten,
Und seine Majestät nicht sahn!
Verzweiflung faßt die frechen Spötter.
Sie trozten stolz des Menschen Sohn.
Nun sizt er hier, ein Gott der Götter;
Als Richter auf dem goldnen Thron.

Noch donnerts — Nun ihr Sünder, bebet!
Jehovahs Sohn, der ewig lebet,
Spricht euer Todesurtheil, hört:
„Weicht ihr Verbrecher, die ich richte,
„Weit weg von meines Himmels Lichte,
„Empfängt den Lohn, den ihr begehrt!
„Ihr Donner — schmettert sie darnieder!"
Der Donner brüllt — sie stürzen schon.
Das Echo schallt von Klagen wieder,
Die tiefste Hölle bebt davon.

Lied eines fleißigen Schülers.
1765.

O wie wohl ist meinem Herzen,
Wie vergnügt und froh bin ich!
Heiter fließen meine Stunden,
Und kein Kummer plaget mich.

Unnüz soll sie nicht verfließen
Meines Lebens schönste Zeit,
Wohl dem, welcher früh der Tugend,
Und der Weisheit Saamen streut.

Wohl dem Knaben der im Dienste
Der erhabnen Wahrheit steht,
Und mit immer muntern Schritten
Auf dem Pfad der Tugend geht.

Süß sind ihre reinen Freuden,
Schön und meiner Liebe werth;
Und der Weisheit Ruf verdienet,
Daß mein junges Herz ihn ehrt.

Zwar der Weg ist steil und dornicht,
Der zu diesem Tempel führt;
Aber großer Lohn erwartet,
Den, der nie den Muth verliert.

Süßer ist die Müh' und Arbeit
Dem, der ihrem Dienst sich weiht,
Als dem ungezognen Knaben
Freuden wilder Lustbarkeit.

Mit Verachtung in den Blicken,
Mitleidsvoll sehn sie mich an,
Mich, der ihre Freuden hasset,
Nicht mit ihnen rasen kann.

Ungerührt vom Spott der Thoren,
Meines Glückes mir bewußt,
Freu ich mich der Gunst der Musen
Und genieße beßre Lust.

Emsig gleich der muntern Biene,
Die von Blum' auf Blume fliegt,
Such' ich in der Weisen Schriften
Honig, der den Geist vergnügt.

Von des Lehrers Hand geleitet,
Reis' ich durch die Welt umher,
Lerne Nationen kennen,
Städte, Reiche, Land und Meer.

Sprachen, die mein Fleiß erlernet,
Kenntniße der alten Welt,
Oeffnen mir der Weisheit Schätze,
Die Athen und Rom enthält.

In Gesellschaft edler Todten,
Deren Geist in Schriften lebt,
Schmeck' ich die erhabne Wollust,
Die Verstand und Herz erhebt.

Bin ich dann vom Denken müde,
O so stärkt des Dichters Lied,
Der von Glück und Tugend singet,
Mein ermattendes Gemüth.

Lächelnd, göttlichschön geschmücket,
Mahlt er mir die Tugend vor,
Und auf seines Liedes Schwingen,
Hebet sich mein Geist empor.

Triebe, die mein Schöpfer billigt,
Pflanzen meiner Brust sich ein,
Folgt mein Herze diesen Trieben,
O wie glücklich werd' ich seyn.

An T........

1766.

O Freund, der du mit mir der Weisheit Bahn gewählet,
Du, den der Götter Reiz entzückt;
Freund, dessen edles Herz der Freundschaft Trieb beseelet;
Der wenig Edle nur beglückt;

Du weist's, mein T......., der wahren Weisheit Liebe,
Wenn sie ein fühlend Herz belebt;
Wenn uns ein edler Freund, werth der empfundnen Triebe,
Zu Gottes Lieblingen erhebt;

Dann rufet es umsonst, das rauschende Vergnügen,
Der Menge hochgepriesnes Glück;
Umsonst der Ehrsucht Wink, vor dem sich Sclaven biegen,
Uns in die große Welt zurück.

Am Busen eines Freunds geweinte süße Thränen,
Die Zeugen seiner Seligkeit,
Sie sind dem Fühlenden mehr als den Wollustsöhnen
Die Freuden wilder Sinnlichkeit.

Mehr als der Krone Glanz den Stolzen an sich ziehet,
Den Geiz gehäuftes Gold entzückt;
Rührt ihn der Weisheit Reiz. Seht wie sein Auge glühet,
Wenn es der Wahrheit Strahl erblickt.

Wie eilt sein muntrer Geist auf hundert schönen Wegen
Wo sie, die ganz sein Herz besizt;
Wo sich nur Wahrheit zeigt, beflügelt ihr entgegen,
Von edlem Wissensdurst erhizt!

Ihr ist, wozu sie uns des Schöpfers Huld bereitet,
Die forschende Vernunft geweiht,
Mit ihrem Schild bedeckt, von ihrem Licht geleitet
Dringt er durchs Reich der Dunkelheit.

Ihm liegt sie offen da, die Schul erhabner Lehren,
Die große Scene der Natur.
Sein feines Ohr entzückt die Harmonie der Sphären.
Sein Auge sieht der Gottheit Spur.

Im ungemeßnen Raum, worin sich Welten drehen,
Der vorgeschriebnen Bahn getreu;
Im Wurm, den unbewehrt kein Menschen Aug gesehen,
Lernt er, wie groß sein Schöpfer sey.

Oft, wenn sich das Gewölb der unbegrenzten Himmel
Mit zehentausend Lampen schmückt;
Im Schooß der Mitternacht kein lärmendes Getümmel
Des Weisen Denken unterdrückt;

Tiefsinnig weiht er dann dem edelsten Geschäfte
Die Stunden stiller Einsamkeit;
Denkt seiner Seele werth, durchforschet ihre Kräfte,
Und freut sich der Unsterblichkeit.

O welch ein glänzend Heer der göttlichsten Gedanken,
Wie sie die Seele Youngs gedacht,
Drängt sich dann in sein Herz; — hin sinkt er dem zu danken,
Der ihn zur Ewigkeit gemacht.

Ihm fließt der schönste Theil der wohldurchlebten Stunden
Im Umgang edler Weisen hin,
Die in der Wahrheit Dienst ihr beßtes Glück gefunden.
Ihr Mund entzückt und lehret ihn.

Wie glücklich wenn sein Ohr, der Wahrheit Ruf zu hören,
An den beredten Lippen hängt;
Und, folgsam ihrem Wink, der Weisheit große Lehren,
Der Tugend Unterricht empfängt.

Oft fühlt sein zärtlich Herz die Göttermacht der Musen
In hohem, himmlischem Gesang.
Furcht, Freude, Schwermuth herrscht in dem empörten Busen,
Wie sie des Dichters Harfe sang.

Wenn sie den Helden singt, wenn die geweihte Leyer
Unsterbliche Verdienste preißt;
Dann flammt in seiner Brust der Tugend reines Feuer,
Das ihn zu großen Thaten reißt.

Du kennst, mein T……., du hast es oft genoßen
Der Weisheit beßtes Glück.
Die Tage, die dir schon in ihrem Dienst verfloßen,
O ruf' sie noch einmal zurück.

Ruf' sie zurück, o Freund! die wollustreichen Stunden,
Im Schooß der Freundschaft durchgelebt;
Was fühlt mein klopfend Herz, wenn, was ich oft empfunden,
Noch jezt vor meinem Geiste schwebt!

So fließt den Glücklichen, am Ufer sanfter Bäche
Ihr Schlaf in süßen Träumen hin;
So floßen sie auch uns, bey freundlichem Gespräche,
Des Lebens schönste Stunden hin.

O laß mich es noch oft, das beßte Glück genießen,
Das Sterblichen der Himmel giebt!
In deinen Armen, Freund! o möcht' es da verfließen,
Mein Leben, stets von dir geliebt!

Das Gewitter.

1767.

Sie eilt, sie fliegt herauf die schwarze Donnerwolke;
Ein Wirbel schleudert sie herbey.
Nun ruhet sie auf uns, und sagt es laut dem Volke:
Daß Gott der Erde Herrscher sey!

Der Cherub, der im Sturm die Wetterwolke leitet,
Und in der rechten Hand den Bliz,
Entsetzen, bange Furcht weit um sich her verbreitet,
Sieht hoch von seinem Flammensiz

Auf unsre Welt herab, sieht wie die Sünder zittern,
Wenn Gottes Donner sie erschreckt,
Und seines Zornes Stimm' in schwarzen Ungewittern
Das schlafende Gewissen weckt.

Er sieht, wie Heiterkeit in des Gerechten Mienen
Von inn'rer Seelenruhe zeugt,
Wenn Sündern, die noch erst vergnügt und ruhig schienen,
Des Herzens Angst in's Antliz steigt.

Sie würden, riefe sie der Bliz zu jenem Throne,
Wo Gott der Menschen Thaten wägt,
Wo des Verbrechers Haupt zu seiner Sünden Lohne
Unendliches Verderben schlägt;

Sie würden elend seyn. Den schrecklichsten Gedanken
Weckt Gottes Donner in der Brust.
Angst faßt ihr Herz, und ihre Knie wanken,
Sie beben, ihrer Schuld bewußt.

So bebt der Fromme nicht, den seiner Seele Frieden
Im wilden Sturm zum Helden macht.

Er fürchtet nicht den Bliz, bleibt heiter und zufrieden,
Wenn über ihm der Donner kracht.

Sein Vater herrscht im Sturm, und seines Donners Stimme
Verkündigt seine Majestät
Dem Frommen, der ihn ehrt. Ihn straft er nicht im Grimme,
Weil er auf seinen Pfaden geht.

Und tödtet ihn der Strahl, so kennt er seinen Retter;
Und schließet freudig seinen Lauf;
Und, wie Elias, steigt sein Geist im Donnerwetter
Zu Gott in seinen Himmel auf.

Die Freyheit.

Ein Schweizerlied.

1767.

O du der Erde höchstes Gut;
Du, die uns in Gefahren Muth,
Zum Glück Empfindung giebt:
O Freyheit, edler Seelen Lust,
Mit Dank verehrt des Schweizers Brust
Dich, die er kennt und liebt.

Du giebst dem Leben Heiterkeit;
Dem Patrioten Muth zum Streit,
Wenn deine Stimme ruft.
Auf hohen Alpen fühlet so
Der Hirte, seines Glückes froh,
Die reine, leichte Luft.

Wie durch kein eisern Joch gedrückt,
Helvetien, von Gott beglückt,
Der Freyheit Segen fühlt.
O du, mein theures Vaterland!
Theur sey dir deiner Freyheit Stand,
Der mehr als Leben gilt.

Ihr, die mein liebend Herz verehrt,
Seyd, Brüder seyd des Glückes werth,
Das euch der Himmel schenkt.
Der ist es nicht, wer frey vom Joch
Gezwungner Herrschaft lebt, und doch
Nicht wie ein Freyer denkt.

Der ist es nicht, wer schmeichelnd lügt,
Sich sclavisch vor dem Großen schmiegt,
Weil Gold den Götzen schmückt;
Wer anders denkt und anders spricht,
Der Niedrige verdient es nicht,
Daß Freyheit ihn beglückt.

Nicht wer der Herrschaft Fesseln trägt!
Wen des Tyrannen Zepter schlägt,
Nicht der nur ist ein Knecht:
Wen wilde Leidenschaft regiert,
Der Laster Sclav, auch der verliert
Der Freyheit hohes Recht.

Für ihn, der ihren Ruhm entehrt,
Stritt nicht der Väter siegreich Schwerdt,
Das Freyheit uns erwarb.

Nicht zügellosem Troz zu gut
Floß Winkelrieds geheiligt Blut,
Als er für Brüder starb.

Wem, wenn er diesen Helden nennt,
Sein Herz von Dank und Freude brennt;
Wer voll von seinem Geist,
Und mit der Väter Muth belebt,
Sie segnend, ihren Ruhm erhebt,
Und ihre Thaten preißt;

Wer dieser Thaten Größe fühlt;
Und, wenn ihn dummer Eifer schilt,
Entschlossen, unbetäubt
Vom wilden, lermenden Geschrey,
Der Wahrheit Freund, dem Guten treu,
Der Pflicht ergeben bleibt;

Wer, wie ein guter Bürger soll,
Des theuren Vaterlandes Wohl
Mehr, als sein eignes liebt;
Und, wenn es ihm sein Ruf gebeut,
Sein Leben selbst mit Freudigkeit
Für seine Brüder giebt;

Wer dem Gesez gehorsam lebt,
Und, frey von niedrer Absicht, strebt,
Sich ganz dem Staat zu weih'n;
Der ist, was wir nicht alle sind,
O freye Schweiz, dein ächtes Kind,
Und würdig, es zu seyn.

An Lavater.

Bey der Herausgabe seiner Schweizerlieder.

1767.

O du, dem voll Gefühl, voll edler Triebe,
Ein Dichterherz im Busen schlägt;
Freund, dessen Leyer mich, wie deine theure Liebe,
Empor zum Himmel trägt!

Wie süß erschallt des Patrioten Ohren
Dein freyheitathmender Gesang?
Den göttlichen Gedanken, daß wir frey gebohren,
Weckt deiner Saiten Klang.

Wer wird die Schuld des Dankes dir bezahlen?
Wer redet für mein Vaterland?

Mich hat, o segne mich! vor seinen Söhnen allen
Helvetien gesandt,

Den Dank der theuren Mutter dir zu bringen:
Und stolz, daß sie mich auserkohr,
Eil' ich, die Freundschaft stärket mich, hervorzudringen,
Und fliege hoch empor,

Und sag' es laut in jubelvollen Tönen,
Daß mich der edle Dichter liebt,
Der, von der Freyheit Geist beseelt, der Freyheit Söhnen
Erhabne Lehren giebt.

Wie von Tyrtäens Leyer hingerissen
Der Griech voll Muth zum Kampfe flog;
Des Vaterlandes Feinden unter seinen Füßen
Den stolzen Nacken bog;

Jezt wie Leonidas, dem Schluß der Götter
Gehorsam, für die Brüder starb;
Jezt im Triumph zurückgebracht, der Freyheit Retter,
Unsterblich Lob erwarb:

So durch dein hohes Lied mit Heldentugend
Zum Streit für's Vaterland beseelt,
Eilt schreckenfrey Helvetiens entschloßne Jugend
Hinaus ins Kriegesfeld,

Der Freyheit ungeweihtem Feind entgegen,
Und reißt den Raub ihm aus der Hand;
Stirbt ruhmvoll, oder kehrt auf blumenvollen Wegen
Zurück ins Vaterland.

Und edle Jungfraun singen Siegeslieder,
Die deine Muse sie gelehrt,
Und grüßen im Triumph die Helden, ihre Brüder,
Die nun zurückgekehrt

Vom schrecklichen, gezwungnen Blutvergießen,
Mit Lorbeerkränzen um das Haupt,
Erhabner Thaten Lohn in süßer Ruh genießen,
Der Freyheit unberaubt.

Dank steigt, daß nun der stolze Feind bezwungen,
Zu Gott hinauf, der ihn bezwang;
Und mit dem Dank von tausend jubelvollen Zungen
Erschallt dein Lobgesang.

Dein Lied entflammt der Freyheit heilig Feuer;
Dein Name wird mit Ruhm genannt:
„Heil ihm, dem edlen Dichter mit der goldnen Leyer,
„Zum Lehrer uns gesandt!

„Heil ihm, durch den in ewigen Gedichten
„Der Heldenruhm der Väter lebt;
„Und, wie erhabner Ruf zu großen Bürgerpflichten,
„Um ihre Söhne schwebt!"

Klagen einer Braut über den Tod ihres Geliebten.

1767.

Noch halb betäubt vom fürchterlichen Schlage,
Der meine ganze Seele traf,
Erwach' ich; — — ach, zu einem trüben Tage
Aus unruhvollem Schlaf.

Tief, wie der Pfeil von scharfgespannter Sehne,
Traf sie mein unverwahrtes Herz
Die Todesbotschaft. Und nicht eine Thräne
Erleichterte den Schmerz.

Stumm, wie am Grabmahl Bildniße von Steinen;
Blaß, wie des Todes Angesicht,
Sank ich zur Erde fühllos, wollte weinen,
Und Thränen folgten nicht.

Nun fließen sie, die lang verschloßnen Thränen,
Erleichterung der bangen Brust.
Laut klag' ich jezt in trauervollen Tönen
Den bittersten Verlust.

O weint mit mir, ihr weichgeschaffnen Seelen,
Die fremder Kummer weinen heißt!
Ihr wißt, ich kann dem Jammer nicht befehlen,
Der mir mein Herz zerreißt.

Gefühlvoll für die Schmerzen, die mich drücken,
Empfind ich sie in meiner Brust.
So fühlt' ich auch in süßen Augenblicken
Die nur geträumte Lust.

Ach, wo sind sie, die süßgeträumten Freuden?
Wo ist das wollustreiche Glück,
Das sich mein Herz versprach? — Nur schwarzes Leiden
Sieht jezt mein trüber Blick.

Wo ist er hin, den sich mein Herz erwählte?
Er, dem ich meine Liebe gab;
In dessen Arm mir nichts zum Glücke fehlte?
Deckt ihn so früh das Grab?

Und muß ich nun die Freuden alle missen,
Die ich von ferne nur erblickt?
Mir wird mit ihm mein Leben froh verfließen,
Von keinem Schmerz gedrückt.

Die trüben Wolken, die mir Kummer dräuen,
Wird seiner Liebe Zärtlichkeit;
Sein stärkrer Muth und froher Blick zerstreuen.
Er strahlt mir Heiterkeit.

Gedoppelt wird mir dann, mit ihm verbunden,
Des Himmels Segen theuer seyn;
Des Glücks der Tugend, schön durchlebter Stunden
Werd' ich mit ihm mich freun.

Mir ist es Pflicht sein Leben zu versüßen
Mit Freuden, die der Edle kennt;
Wie selig, wenn er dann mit tausend Küßen
Sein beßtes Glück mich nennt!

So träumt ich — — O des süßen Traumes Bilder
Wie täuschten sie mein armes Herz!
Noch schweben sie vor meiner Stirn; und wilder
Durchwühlt mich dann mein Schmerz.

O falsche Hoffnungen beglückter Tagen,
Die ich so bald, so schnell verlor!
Kein Brautlied, bange, thränenvolle Klagen
Ertönen meinem Ohr.

Mir wird man nicht die frohe Botschaft senden:
Er kommt, er führt dich zum Altar.
Kein Blumenkranz von des Geliebten Händen
Umwindet mir mein Haar.

Im feyerlichen Kleide schön geschmücket,
Hör' ich der Freude Glückwunsch nicht:
Seh' nicht, wie Liebe, die mein Herz entzücket,
Aus seinen Augen spricht.

Mir decken nur in meinem tiefen Leiden
Cypressen mein gebeugtes Haupt.
Der tugendhaften Liebe stille Freuden
Hat mir der Tod geraubt.

Entfernt von ihm, den meine Seele liebte;
　　Beglückt in falschgeträumter Ruh,
Verlor ich ihn. — — Und deine Hand, Betrübte!
　　Schloß nicht sein Auge zu.

O hast du noch in deiner lezten Stunde,
　　Von der verlaßnen Braut getrennt,
Hast du, Geliebter, da mit blassem Munde
　　Den Namen noch genennt;

Den Namen der Geliebten, die im Herzen
　　Dein ewig Angedenken trägt;
Die dein Verlust mit unheilbaren Schmerzen
　　Zur Erde niederschlägt?

Verschwendet nicht bey mir verlorne Gründe
　　Des Trostes, den mein Herz nicht faßt.
O zürnt nicht, Freunde, wenn ich sie empfinde
　　Des Jammers ganze Last!

Religion, du Trösterin der Müden,
　　Gebiete du dem wilden Schmerz!
Komm gieße Ruhe, gieße sanften Frieden
　　In mein verwundtes Herz!

Gieb du mir Muth, mein Unglück zu ertragen,
Gedanke der Unsterblichkeit!
Erhabner Trost, der in des Elends Tagen
Des Christen Herz erfreut!

An S . . . . . .

Bey seiner Verbindung.

Im Namen einer Gesellschaft seiner Freunde.

1768.

Die du empfindungsvoll, von Ihrem Schmerz durchdrungen,
Mit der verlaßnen Braut vereint
Die Klagen Ihrer Brust im Trauerlied gesungen,
Und still am Grab geweint:

Sing, süße Muse, jezt die Wollust edler Liebe,
Die mehr als Thron und Gold vergnügt:
Sing' treuer Freunde Wunsch, der mit vereintem Triebe
Hinauf zum Himmel fliegt!

Zurück, Unheilige, die nicht die Liebe kennen,
Die nur in edlen Herzen flammt!
Zurück, wer sich erkühnt Empfindung klein zu nennen,
Und das Gefühl verdammt!

Ihm müße nie sein Stern das beßte Glück bereiten,
Das Sterblichen der Himmel schenkt;
Gefühllos sitz' er einst an seiner Freundin Seiten,
Im Staunen tief versenkt.

Nie wird ein zärtlich Herz des Weisen Glück beneiden,
Der das Vergnügen Unsinn nennt.
Beneidenswerther sind des frohen Dichters Freuden,
Der ihren Werth erkennt.

Lern' von dem Dichter, Freund, was, des Gefühls beraubet,
Kein Philosoph dich lehren kann;
Was, unerfahren noch, mein Herz der Muse glaubet,
Die meine Augen sahn.

Ja Freund! ich sahe Sie, noch klopft in meinem Busen
Mein Herz, von dem Gesicht gerührt!
Heil mir! ich sahe Sie, die göttlichste der Musen,
An ihrer Hand geführt

Ist einst im stillen Hayn die Liebe mir erschienen;
Sanft strahlete der Göttin Blick,
Wie deiner Freundin Aug; und himmlischheitre Mienen
Verkündigten mein Glück.

Den Frühlingsrosen glich das Lächeln ihrer Wangen;
Die Stimme tönte Harmonie.
So sprach ihr süßer Mund, da sie dein Herz gefangen,
Troz der Philosophie!

Umsonst verschanzte sich mit schulgerechten Schlüssen
Dein Herz, und trozt' der Liebe Macht.
Die Schöne siegt, du fallst, und sprichst zu Ihren Füßen:
Das hätt' ich nicht gedacht.

Steh' auf von deinem Fall, umwinde deine Schläfe
Mit Lorbeer, der den Sieger schmückt!
Denn Sieger würd' ich seyn, wenn mich das Schicksal träfe,
Das dich, o Freund, beglückt.

Schau in die Zukunft hin; an deiner Freundin Seiten
Wird himmlische Zufriedenheit,
Und Glück, und frohe Lust, und Wonne dich begleiten,
Des Lebens schönste Zeit

Fließt dir in Ihrem Arm gleich reinen Wasserbächen
Sanft zwischen bunten Blumen hin.
Von ihrem Blick zerstreut, bey freundlichen Gesprächen
Wird jeder Kummer fliehn.

Der Eintracht schönes Band schmückt jeden deiner Tagen
Mit Freude, die dich glücklich macht.
Und wirst du es einmal mit Ihr zu streiten wagen,
Freund! du verlierst die Schlacht.

Denn einer Schönen Mund beweißt mit warmen Küßen
Mehr, als ein Schluß in Barbara.
Wo ist der Held, der nicht, ohnmächtig hingerissen,
Sich überwunden sah'?

Genug, mein Lied! zu lang raubst du des Lieblings Blicke
Der Braut, die sie für sich begehrt. —
Wohlan, o Freund! genieß', empfinde nun dein Glücke,
Und sey' des Glückes werth!

An die Tugend.

Bey Gellerts Tod.

1770.

O du, die mit der goldnen Siegeskrone,
Und mit dem Palmzweig in der ausgestrekten
Hand,
Des Helden Führerin zu Gottes hohem Throne,
Am Ziel der Laufbahn stand,

Als er ihm nahe kam, vor seinen Blicken
Der Himmel offen war, der Erdenball zerstob,
Und des Triumphgesangs hinreißendes Entzücken
Des Kämpfers Seel erhob,

Daß er mit Muth, den keine Leiden schwächten,
Dem Preis entgegen flog, vom balderrungnen
Sieg
Mit neuer Kraft belebt, — und nun an deiner Rechten
Empor zum Himmel stieg:

O Tugend, wen mit feyerlichem Segen,
Als er gebohren ward, du deinem Dienst geweiht,

Dein Liebling fühlet früh mit mächt'gen Herzens-
schlägen
Den Ruf zur Seligkeit.

Fühlt sich bestimmt, — nicht Länder zu besiegen,
Des Helden Lorbeerkranz ist seinem Wunsch zu
klein; —
Bestimmt, was Titus war, der Ruhm und das Ver-
gnügen
Der Menschlichkeit zu seyn.

Ihn lehrt es die Empfindung, die im Herzen,
(Empfindung rohen Seelen ewig unbekannt)
Die schöne That erzeugt; der Antheil fremder Schmer-
zen,
Den seine Brust empfand,

Wenn nun des Mitleids sanfte Thränen floßen;
Der Liebe süß Gefühl, wenn, wie ein Gott ver-
gnügt,
Der Zärtliche von seines Freundes Arm umschlossen,
An seinem Busen liegt.

Ihm sagt's die Wollust, die sein Herz durchfließet,
Wenn er vom Thau umglänzt, — sein freudiges
Gesicht

Glüht von Aurorens Strahl, — die Morgensonne
grüßet,
Die durch ihr himmlisch Licht

Den großen Schauplaz öffnet und enthüllet,
Der Schöpfung Herrlichkeit dem Auge sichtbar
macht;
Und die Bewundrung sagt's Ihm, die den Geist er-
füllet,
Wenn er um Mitternacht,

Erhoben in die ungemeßne Ferne,
Mit Myriaden Welten prächtig ausgeschmückt,
Den weiten Raum durchfliegt; die Harmonie der
Sterne
Sein horchend Ohr entzückt,

Ihn höher führt zum Siz der Seligkeiten,
Hin, wo des Höchsten Thron ein Feuermeer be-
deckt,
Und nun zum erstenmal die nie gerührten Saiten
Zum Lob der Gottheit weckt.

Entflammt durch deinen Hauch zu hohem Feuer
Entzündet sich die Glut, die in dem Busen glimmt;

Urania gab ihm die dichterische Leyer,
Gleich, wie sein Herz, gestimmt.

Dir heilig schallt sie zum erhabnen Liede
Vom Glück der Seligen, in deren Brust du
wohnst.
Dein Ruhm, o Göttliche, der hohe süße Friede,
Mit welchem du belohnst;

Dein himmlisch Bild, die Seelen zu entflammen,
Mit edler Majestät, die aus den Zügen strahlt,
Mit holden Reizungen, die von der Gottheit stammen,
Bezaubernd schön gemahlt;

Die große Hoffnung, nicht in enge Grenzen
Des Lebens eingeschränkt, das schnell vorüber
geht,
Am Thron des Ewigen unsterblich einst zu glänzen,
Durch deine Hand erhöht,

Ist seines Liedes Inhalt, — und die Thräne,
Die Zeugin des Gefühls, auf schönen Wangen ist
Sein Lohn, wenn sie, gerührt durch seiner Leyer Töne,
Ein zärtlich Herz vergießt.

Sein größrer Lohn ist, daß einst, ihn zu segnen,
Wenn er sein himmlisch Lied in Engelharfen singt,
Die ewig Glücklichen lobpreisend ihm begegnen,
Die er zur Tugend bringt.

Sein Volk dankt seiner Lieder Harmonien,
Durch die er ihm Geschmack an wahrer Schönheit gab,
Den Ruhm der Sittlichkeit, und frische Rosen blühen
Um seines Dichters Grab.

So feyret, stolz den Edlen Sein zu nennen,
Und auf die Ehre stolz, die es durch Ihn erhielt,
Mit lautem, heißem Dank, von dem die Herzen brennen,
Die Seinen Werth gefühlt;

So feyrt Germanien von Schmerz durchdrungen,
Nun seines Gellerts Lob: — ein süßer Ton dem Ohr
Der Tugendfreunde steigt von später Enkel Zungen
Sein Name stets empor.

An L. Karschin.

Bey Gellerts Tod.

1770.

Sing' uns vor, die du mit edlem Feuer
Dich zum Rang erhabner Dichter schwingst;
Ihre Lorbeern theilest, und die Leyer
Aus der Musen Hand empfiengst.

Lieblich, sanft, wie seiner Saiten Töne,
Wie ein Bach durch Blumen sich ergießt,
Aus dem Herzen strömend, wie die Thräne,
Die von unsern Augen fließt,

Sey dein Lied, o Sängerin! Die Chöre
Deiner Schwestern stimmen in dein Lied;
Singen laut zu ihres Dichters Ehre
Dank, von dem ihr Busen glüht.

Unser Haar mit Lilien umwunden,
In der Unschuld weißem Feyerkleid;
Schmerz im Antliz, welcher, tief empfunden,
Thränen dem Geliebten weiht;

Folgen wir in feyerlichen Reihen
Deinem Gang, mit Blumen in dem Schooß,
Sie auf unsers Dichters Grab zu streuen,
Der die holden Lippen schloß;

Die wir voll Entzücken singen hörten,
Wenn sie, von den Grazien belebt,
Uns Geschmack und hohe Tugend lehrten,
Die der Schönheit Glanz erhebt.

Venus à la Coquille.

Im Namen eines Freundes verfaßt.

1770.

Wie schön ist Cypria, nachläßig hingestreckt,
Liegt sie, die Muschel in der Hand.
So lag sie einst an Paphos Strand
Als sie gebohren ward. Durch's pressende Gewand,
Das von den Fluthen feucht die schönen Glieder deckt,
Glänzt, wie durch leichten Flor,
Die reizende Gestalt hervor,
Gemacht die Herzen zu entzücken,
Nicht buhlerisch mit frechen Blicken,

Durch sanfte Schönheit, wie die Sonne strahlt,
Wenn sie mit Purpurfarbe die Abendwolken mahlt.
O du, vor deren Bild ich mit gerührter Bru
Voll Inbrunst und Bewundrung kniee,
Der Liebe Göttin, Schöpferin der Lust,
Hör' eines Jünglings Wünsche; siehe
Mit jenem holden Blick, der Liebende beglückt,
Herab auf mich; laß mich ein Mädchen finden
Von deinem Geist beseelt, von deiner Hand geschmückt,
Und fähig zärtlich zu empfinden.
O werd ich einst an seine Brust gelehnt
Der Liebe Glück, wonach mein Herz sich sehnt,
Die Freuden die du schenkst genießen;
Wie selig wird alsdann, wie wollustreich,
Dem Bach, der zwischen Rosen fließet, gleich,
Wie heiter wird mein Leben mir verfließen.
Begeistert von dem Feur, wovon mein Busen glüht,
Wenn sie mit einem Blick voll Liebe nach mir sieht,
Und unterbrochen nur von Küßen
Preißt dich alsdann mein dankerfülltes Lied.

An L. Karschin. *)

1771.

Nein, Sappho, nicht mit Frost und Hitze,
Die keine freye Brust vor Königen empfand,
Nicht, wie wenn Gott von des Olympus Spitze
Den Sterblichen erscheint, mit Bliz in seiner Hand;
Nicht zitternd vor der Majestät,
Die um Monarchen glänzet, steht

---

*) Dieses kleine Gedicht ist eine Antwort auf folgendes Gedicht der Karschin, welches sie verfertigte, als Friedrich der Große im Jahr 1771 den Leibmedicus Zimmermann aus Hannover, welcher sich wegen einer Krankheit in Berlin aufgehalten und eine gefährliche, aber glückliche Operation ausgestanden hatte, zu sich nach Sanssouci kommen ließ. —

Wie Alexanders Zeitgenossen
Nach Delphos giengen und des Gottes Gegenwart
Vom heilgen Schauer übergoßen,
Mit wunderbarer Art
Empfanden auf des Tempels Stufen:
So gieng der Schweizer Zimmermann
Jüngsthin nach Sanssouci, vom Könige berufen;
Und staunte da den Marmor an,
Und fühlete die Gegenwart der Musen

Ein Sohn Helvetiens, der seine Würde kennet,
Vor Erdekönigen, selbst deinem Friedrich nicht.
Er, den dein schmeichelnd Lobgedicht
Zu meines Landes Stolz den Schweizer nennet:
Er, groß genug den ganzen Werth
Von deinem König recht zu schätzen,
Den Fürst, den Weisen, und den Held verehrt,
Bewundert ihn nicht mit Entsetzen:
Und, seine Würde fühlend, steht er da,
So, wie ein freyer Griech den großen König sah'.

Die vor und um den König gehn;
Sein Herz erhob sich aus dem Busen,
Und blieb in seinem Auge stehn.
Der König kam — und Frost und Hitze
Ergriffen ihn, als käme mit dem Blitze
In seiner Hand, von des Olympus Spize
Der Götter Gott herab!
Doch da der König mit dem Geiste
Der Sanftmuth ihm zween Blicke gab,
Und einmal lächelte; da ward der Schweizer dreiste,
Und seine Rede floß den Honigworten nach,
Die Friedrich eine ganze Stunde
Hindurch aus großem Herzen sprach.
Auf Cicero's und Cäsar's Munde
Hat nie die Suade so geschwebt;
Nie sprach im edeln Mark Aurele

Ihn schrecket nicht das göttliche Begleit
Der Musen um ihn her. In feyerlichen Stunden
Der denkenden, geweihten Einsamkeit
Hat er oft ihre Gegenwart empfunden.
Voll Dank, wovon sein Busen glüht,
Preißt er für sein erhaltnes Leben
Den Retter, der es ihm gegeben,
Nicht, weil sein Aug den größten König sieht.
Vom Tod in jene Welt geführet,
Säh' er der Götter Gott, der Könige regieret.

Mehr eine königliche Seele,
Die Göttern nachzuahmen strebt,
Mit einem Römer oder Griechen.
In dieser theuern Stunde pries
Der Schweizer Gott, daß nicht sein Geist von ihm gewichen,
Daß Er ihn auf der Erde ließ,
Um diesen König anzuschauen. —
Ihr Dichter, die ihr euch bemüht
Ihm Ehrensäulen aufzubauen,
Wer nicht sein strahlend Auge sieht,
Wer nicht in ihm die Menschenliebe höret
Mit aller ihrer Göttlichkeit,
Der ist noch nicht geschickt, daß er die Nachwelt lehret
Was Friedrich war zu seiner Zeit.

A. L. Karschin.

Er dankt mit hocherhabnem Geist,
Wofür die Welt mit ihm den Retter preißt,
Daß er des Todes Arm entrissen,
Auf neubetrettner Lebensbahn,
Das süßeste, das schönste Glück genießen,
Daß er der Erde nützen kann.

Die Schweizerhelden.
1771.

Wen wählest du dir, Muse, wen von allen
Den Helden, die der Lorbeer deckt?
Wes Namen soll der Alpen Echo wiederhallen,
Von deinem Lied erweckt?

Stolz stehn sie da, der theuren Freyheit Mauren,
Die unser Väter Muth erhöht;
Des Bundes Zeugen, der, so lang die Felsen dauren,
Fest, wie die Felsen, steht.

Von jeder Alpenhöh mit Schnee bekleidet,
Aus jedem buntgeschmückten Thal,
Wo der vergnügte Hirt die sichern Heerden weidet,
Steig' unser Lieder Schall

Zuerst dem Gott empor, der, da sie drohten,
Bald der Tyrannen Troz gebeugt,
Und unbezwungnen Muth in edler Patrioten
Entschloßner Brust erzeugt.

Auch ist der Arm, der unser Joch zerbrache,
Unsterblicher Gesänge werth;
Werth, daß der Enkel Ohr in hoher Göttersprache
Der Helden Namen hört.

Wie Brutus und Timoleon umwunden
Mit Lorbeer, welcher ewig blüht,
Seh' ich der Helden Stirn', ich seh' der Krieger Wunden;
Und jeder heischt mein Lied.

Tell, furchtbar durch den Pfeil, der nimmer fehlte,
Und, frechem Uebermuth zur Straf',
Beflügelt von gerechtem Grimm, der ihn beseelte,
Schnell den Tyrannen traf.

Blut floß von seinem Pfeil, nicht von dem Schwerdte
Des heiligen Triumvirats,
Das nie der Rache Ruf, nur Freyheit rufen hörte,
Der Stifter unsers Staats.

Mit Ehrfurcht nenne sie die großen Namen,
O Muse, daß ihr Volk sie kennt,
Daß, wer den Segen fühlt, mit Dank und Liebes-
flammen
Fürst; Arnold, Wernern nennt.

Uns heilig ist die lieblichste der Fluren
Schön, wie dem Griechen Tempe war,
Der Ort, wo sie den Eid des theuren Bundes schwuren,
Der unser Glück gebahr.

Zum Himmel stieg der Schwur. — Zwar, sie zu
würgen,
Zog aus ein Heer ins Kriegesfeld,
Wildrauschend, wie der Strom, der zwischen Alpge-
bürgen
Herab auf Fluren fällt.

Sie sahen's, bebten nicht, wie nach dem Blitze,
Der an des Berges Mitte glüht,
Der Hirt im Sonnenglanz von hoher Alpen Spitze
Getrost hinunter sieht.

Auch ich, ich bebe nicht: An deiner Rechten
Die sicher durch Gefahren bringt,

Folg' ich, o Muse, dir zu blutigen Gefechten,
Hin, wo die Lanze klingt,

Der Pfeil in Lüften zischt, emporgeschwungen
Das Schwerdt auf Feindes Schädel blizt;
Hin, wo Helvetien um seinen Kranz gerungen,
Mit edelm Blut besprizt.

Wo fahr' ich fort? Wo schließ ich? Meiner Helden
Ist eine große Zahl, und viel
Der Liederwerthen Thaten; alle sie zu melden,
Verstummt mein Saitenspiel.

Noch schallts, und meine Seele fortgerissen
Schwebt über jenem See entzückt,
Den Scenen großer Thaten überall umschließen,
Wohin mein Auge blickt

Ist heilig Land. Ein Felsendenkmahl zeuget
Helvetiens Thermopylä,
Wie, von der Freyheit warm, der Muth des Kriegers steiget
Zu göttergleicher Höh'.

Auf diesen Fluren, eh' der Sonnenwagen
Am Ende seiner Laufbahn war,
Mit Staub und Blut bedeckt, zu neuem Sieg getragen,
Flog unsrer Streiter Schaar.

Dort fiel Er: Laß die Saiten stärker tönen,
Sing' laut dein dankerfülltes Lied,
O Vaterland! Ein großes Opfer deinen Söhnen,
Fiel Arnold Winkelried.

Schlug nicht der Ruf betäubend eure Ohren,
Ihr Feinde meines Landes? Hat
Der stolze Geist des Sieges Hoffnung nicht verloren,
Beym Anblick dieser That?

Ha! Kommt nur! Hinter jenen Bergen wohnen
Der Heldensöhne mehr, bereit,
Wie Spartas Jünglinge, das Leben nicht zu schonen
Im ehrenvollen Streit.

Dem freyen Tod geweihte Seelen bilden
Sich hier den felsenfesten Sinn;

Verschwendrisch giebt die Schaar in Rauracks Blut-
gefilden
Ihr edles Leben hin.

Den theuren Sieg begleiten bange Schrecken;
Der müde Krieger flieht, und bebt;
Wagt's nicht, den Weg zu gehn, den unsre Helden
decken,
Auf dem ihr Schatten schwebt.

Noch lebten Söhne, würdig ihrer Ahnen,
Furchtbar dem Kühnen, der im Zug
Des wilden Krieges kam, und seine stolzen Fahnen
In ihre Grenzen trug.

Zweimal gestürzt, verfluchend seine Schande,
Rafft sich der Riese noch empor,
Und wagt den dritten Kampf, bis er im blut'gen
Sande
Die lezte Kraft verlor.

Sieh' deiner Kinder Thaten! Triumphieren
Kannst du; Sie sind der Mutter Ruhm,
Die sie gebohren hat, und ihre Namen zieren
Der Ehre Heiligthum.

Sie kennet manches Volk, das oft im Kriege
Schuz hinter ihren Schilden fand,
Und danket seinen Ruhm und die erfochtnen Siege
Dem Schwerdt in ihrer Hand.

Sie giengen aus von dir, wie von den Höhen
Der Berge, die dein Land umziehn,
Die reichen Ströme durch entfernte Länder gehen,
Die an den Ströhmen blühn.

Sey stolz, o Schweiz, in deinen Siegeskränzen!
Wer wahre Größe schätzen kann,
Schreibt, wo in ew'gem Erz die größten Namen glänzen,
Auch deinen Namen an.

An einen jungen schweizerischen Edelmann.

1772.

Freund, nicht im stolzen Kleide,
Das nur der Pöbel ehrt;
Und nicht in Gold und Seide
Besteht des Adels Werth.

Nicht in berühmten Namen,
Die auch der Dummkopf erbt,
Und, statt sie nachzuahmen,
Entweihet und verderbt.

Was hilft es dem Verräther
Des Ruhms, den er genießt,
Daß Blut berühmter Väter
In seinen Adern fließt?

Was hilft der Glanz der Ahnen,
Wenn, nicht von ihm geführt,
Vom Weg, den sie ihm bahnen,
Der Enkel sich verliert?

Zu rühmlichen Verdiensten
In schönem Lebenslauf,
Zum Fleiß in allen Künsten
Ruft ihn sein Adel auf.

Des Vaterlandes Stütze
Sey er, der Tugend Freund,
Und mit des Schwerdtes Blitze
Schreck' er im Feld den Feind.

In seinem Busen flamme
Erhabner Triebe Glut.
Die Frucht von edelm Stamme
Ist Geist und Heldenmuth.

Groß durch des Herzens Güte,
An innerm Vorzug reich
Sey er, und am Gemüthe
Den theuern Vätern gleich.

Die Muse der Geschichte
Macht ihre Thaten kund;
Im hohen Lobgedichte
Preißt sie des Dichters Mund.

Von Erlach und von Büelen,
Durch deren Heldenschwerdt
Die stolzen Feinde fielen,
Die unser Gut begehrt.

Der edeln Schweizer Jugend,
Von edelm Trieb beseelt,
Ward Blaarers hohe Tugend
Zum Beyspiel aufgestellt.

Vor deiner Stirne schwebe,
O Jüngling, stets ihr Bild,
Dir heilig, und erhebe
Dein Herz, von ihm erfüllt.

Schwing dich zu diesen Höhen;
Fühl, was Neoclus Sohn
Gefühlt, bey den Trophëen
Des Helds von Marathon.

Phädon an seine Braut.

1772.

Ja, Geliebte, reine Liebe
Schenkt dem Herzen neue Triebe,
Ganz der Tugend sich zu weihn.
Noch hab' ich dich nie verlassen,
Ohne den Entschluß zu fassen,
Besser — deiner werth zu seyn.

Viel, die sich Verliebte nennen,
Und das edle Band mißkennen,
Das uns Liebende vereint,
Werden hier sich lustig machen,
Und des armen Schwärmers lachen;
Aber ihrer lacht dein Freund.

Nicht durch glänzendes Bemühen,
Deinen Blick auf mich zu ziehen,
Hab' ich meinen Wunsch erreicht:
Glatte Worte, süße Mienen
Konnten nicht ein Herz verdienen,
Welches deinem Herzen gleicht.

Liebe, die nur sinnlich liebet;
Wollust nur dem Körper giebet,
Und der Seele nichts verspricht:
Die nur leicht das Herz berühret,
Im Genuße sich verlieret,
Sättigt meine Wünsche nicht.

Nein, gewöhnt an höh're Freuden,
Würdig meinen Geist zu weiden,
Wünscht' ich eine Freundin mir,
Um mit seelenvollen Küßen
Mir mein Leben zu versüßen;
Meinen Wunsch fand ich in dir.

Gott, wie viele sel'ge Stunden,
Und wie rasch bey dir verschwunden,
Welche nie mein Herz vergißt!
Und welch Glück werd' ich noch finden,
Welche Wonne dann empfinden,
Wenn du ganz die meine bist!

Ja, Geliebte, mit Entzücken,
Und mit himmelheitern Blicken
Seh ich in die Zukunft hin:
Wo ich nie mich von dir trenne,

Und dich ganz mein eigen nenne,
Wie ich ganz dein eigen bin.

O wie wird dann unter süßen
Freuden unsre Zeit verfließen;
Wie ein Bach durch Blumen quillt:
Heilig Ihm, der sie gegeben,
Der ein Ihm geweihtes Leben
Mit Unsterblichkeit vergilt.

An meine Geliebte.

1772.

O Freundin, süß ist der Gedanke,
Mehr als kein Glück es ist,
Werth, daß ich es dem Himmel danke,
Daß du die Meine bist.

Er war der schönste meiner Tagen,
Der seligste für mich,
Der Tag, da ich dich hörte sagen:
Ja, Freund, ich liebe dich.

Oft, wenn ich zärtlich nach dir blickte,
An deiner Seite gieng,
Auf deine Hand die Lippen drückte,
Und zitternd dich umfieng:

Oft dacht' ich: O wenn sie es wüßte,
Was lang dieß Herz empfand! —
Dann wollt' ich reden, — schwieg und küßte
Gefühlvoll deine Hand.

Nicht immer, Freundin, konnt' ich schweigen.
O warum mußtest du
Mir immer neue Reize zeigen?
Zu viel für meine Ruh,

Wenn ich dich nicht besitzen sollte,
Nachdem ich dich gekannt,
Und alles, alles was ich wollte,
In dir, Geliebte, fand.

Zu stark hat es mein Herz empfunden,
Daß es in dir allein
Sein langgewünschtes Glück gefunden.
Mein Wunsch war, dein zu seyn.

Ich wagt' es, was du oft gesehen
Im liebevollen Blick,
Dir, Theuerste, laut zu gestehen.
Du willigst in mein Glück.

O mit dem zärtlichsten Bestreben
Will ich dir dankbar seyn;
Will freudig dir mein Herz, mein Leben,
Geliebte Freundin, weih'n.

An Ebendieselbe.

Bey Ueberschickung meines Portraits.

1772.

Verzeih' dem Mahler, liebstes Kind!
Daß er nicht deinen Freund getroffen;
Daß diese Züge hier nicht seine Züge sind,
Wie kannst du sie zu finden hoffen?
Entfernt von dir, und ungewiß, sein Glück,
Den höchsten Wunsch des Herzens zu erreichen,
Dich zu besitzen; — ach, wie konnte da sein Blick
Dem jetzigen, dem Blick der Liebe gleichen,
Nun er den ganzen Werth von deiner Seele kennt,
Dich in die Arme schließt, und dich die Seine nennt?

An J. T...

Bey seiner Verbindung.

1772.

Fließe sanft in silberhellen Tönen,
Herzerobernd, wie von seiner Schönen
Rosenmund der Liebe Schwur erklang,
Fließ harmonisch mein Gesang!

Dieser Mund, der Gottes Wahrheit lehret,
Diese Lippen werden nicht entehret,
Wenn vom Glück, das edle Liebe krönt,
Laut mein Saitenspiel ertönt.

Er, der mit der höchsten Liebe Spuren
Jene Himmel schmückte, diese Fluren,
Und dem Erdball, seiner Menschen Grab,
Herrlichkeit und Anmuth gab:

Er, der Urquell aller wahren Güter,
Der in seiner Lieblinge Gemüther,
Deren Glück sein liebend Herz beschloß,
Zärtliche Gefühle goß,

Daß um sie die ganze Schöpfung blühet,
Die Natur in hohen Farben glühet,
Und ihr Herz, wohin ihr Auge blickt,
Früchte des Vergnügens pflückt;

Gott ist's, welcher zum Gefühl der Freuden
Fähig, und beym Anblick fremder Leiden
Weich, und folgsam auf des Mitleids Ruf
Seiner Freunde Herzen schuf.

Freund! Er ist es, welcher dich beglücket;
Dir, mit jedem Liebreiz ausgeschmücket,
Der den Geist entzückt, die Sinnen rührt,
Die Geliebte zugeführt.

O wie war dir, da du Sie erblicktest;
Nun auf ihre Hand die Lippen drücktest;
Nun dein Herz, voll nie gefühlter Lust,
Mächtig schlug in deiner Brust?

Freund! Wie war dir in der schönsten Stunde
Deines Lebens, da von Ihrem Munde
Wie Musik die Worte klangen: Dein,
Mein Geliebter, will ich seyn!

Da dein Freund mit priesterlichem Segen,
Ihre Hand in deine Hand zu legen,
Zum Altar, voll frommer Wünsche, trat,
Und für dich zum Himmel bat? —

Unaussprechlich der beredten Zunge;
Unerreichbar dem erhabnen Schwunge
Beßrer Dichter, ist der Liebe Glück,
Ist, Geliebter, dein Geschick.

Wärmer, als der Götterhauch der Musen,
Glüht die Liebe selbst in meinem Busen;
Aber dem zu mächtigen Gefühl
Unterliegt mein Saitenspiel.

Nicht beschreiben kann ich, nur empfinden,
Welche Seligkeit die Herzen finden,
Die der Liebe festgeschlungnes Band,
Nicht Gesez und Macht verband.

Willig folgsam dem Beruf der Liebe;
An der Stimme gleichgefühlter Triebe
Sich erkennend, folgt mit schnellem Flug
Jedes dem geheimen Zug.

In den selbstgeschloßnen Bund zu treten,
Feyerlich die sanften Blumenketten
Umzulegen, eilt das edle Paar
Triumphierend zum Altar.

Und des Himmels Beyfall zu bezeugen
Segnet Gott Sie. Glück und Freude steigen,
Wie er sie nur seinen Freunden gab,
Auf die Liebenden herab.

Achtung, Freundschaft, Harmonie der Seelen,
Angewöhnte Triebe, gleich zu wählen,
Knüpfen immer fester jenes Band,
Das um sie die Liebe wand.

So verfließt ihr Leben, reich an Wonne,
Und des Unglücks Kummer gleicht der Sonne,
Die in einer Wolke, die sie deckt,
Sich minutenlang versteckt.

Kinder wachsen um Sie auf; die kleinen
Theuren Pfänder ihres Bunds vereinen
Jeden Reiz, der ihre Mutter preißt
Mit des Vaters edlem Geist.

Süße Arbeit! Edelstes Bemühen!
Die geliebten Pflanzen aufzuziehen.
Jeder Tag, der neue Früchte trägt,
Lohnt die Sorgfalt, die sie pflegt.

In dem Geist entwickeln sich Begriffe;
Tugendtriebe keimen, schlagen tiefe
Wurzeln in der Brust; im schönsten Flor
Bricht die süße Frucht hervor.

Dieses Glück, Geliebter, dieß Vergnügen,
Diese süße Freuden alle liegen
Auf dem Weg vor dir; sie warten dein,
Deines Lebens Lust zu seyn.

O wenn in der Freundin Arm die Tage
Wie Minuten dir verfließen, sage
Dann zu ihr: „Auch unser Freund, mein Kind,
„Ist so glücklich, wie wir sind.“

Der kleine Frize am Hochzeitfest seiner Tante.

Da kommen sie mit voller Hand,
Und bringen ihre Gaben:
Und ich — so nah' mit Euch verwandt —
Ich sollte gar nichts haben?
Das Schönste, was das Auge sieht,
Würd' ich Euch willig bringen:
Und weiß nichts, als mein Wiegenlied,
Das darf ich noch nicht singen. —
Doch eines wüßt' ich: — mehr als Gold
Und all' die schönen Sachen,
Die Achtung Euch und Liebe zollt,
Würd' es Euch Freude machen.
Ein kleines Männchen, — so — mir gleich;
Ihr dürft nur Mamma fragen;
Ich weiß gewiß, sie wird es Euch
Aus vollem Herzen sagen,
Sie hat der schönen Sachen viel,
Und keine kann von allen,
So sehr sie manchem auch gefiel,
Ihr mehr als ich gefallen.

Nur freylich, wie's zu machen wär',
Wenn ich's Euch geben sollte,
Das weiß ich nicht. — Denn nimmermehr,
Und wenn ich es auch wollte;
Nein, nimmer würde Mammà sich
Von ihrem Liebling trennen;
Und sie verlassen: — würd' ich mich
Dazu entschließen können?
So, lieben Freunde, müßt ihr Euch
Mit meinem Wunsch begnügen.
Wer weißt? — Geschieht's auch nicht sogleich,
Einst kann sich's wohl noch fügen.
Und fügt es sich; kommt einst die Zeit,
Daß mir mein Wunsch gelungen:
So denkt an mich; und was ich heut
An Eurem Fest gesungen.

An Salomon Geßner.

1772.

Du, dem zum leichtgerührten Herzen
Die Muse Theocritens Flöte gab;
(Apollo brachte sie, gestimmt zu süßen Scherzen
Vom Göttersiz herab;

Als Zeus ihn vom Olymp verbannte,
Der Köcher nicht um seine Schultern klang
Und er sich glücklicher als alle Götter nannte,
Bey ländlichem Gesang.)

Hat sie, die früh dein Herz verehrte,
Die Muse, dir im Traum geoffenbart,
Wie einst der Liebe Macht den kühnen Jüngling lehrte
Auf ungebahnter Fahrt

Durch wilde Fluthen sich zu wagen?
Wie Fröhlichkeit und Unschuld Hand in Hand
Der Saiten Harmonie, und in beglückten Tagen
Der Gärten Lust erfand?

Hat, Geßner, deinen Blick zu stärken
Der Genius, der Adam einst erschien,
Dein Aug berührt, daß ihm nun in der Schöpfung
Werken
Die Farben höher glühn?

Nie strahlet mit vermehrtem Glanze,
Dem Fühlenden die herrliche Natur!
Von allen Blumen wählt der Dichter sich zum Kranze
Die schönsten auf der Flur.

Im Hain, im Thal das Flora schmücket,
Begleitet ihn die reiche Phantasie,
Und Dinge, die kein ungeweihtes Aug erblickte,
Sieht er, gestärkt durch sie.

Sieht, wenn der Lenz die Welt belebet,
Bekränzte Nymphen an der Quelle gehn,
Sieht auf dem Rosenblatt, das durch die Lüfte
schwebet,
Den kleinen Amor stehn.

Doch mehr als Glanz der Morgenröthe,
Mehr als der Blumen Schmuck und Lieblichkeit

Entzückt die Tugend ihn, und die geweihte Flöte
Giebt ihm Unsterblichkeit.

Lied
an Schweizerbauren beym Beschluß der Erndte.
1774.

Troknet jezt vom Angesichte,
Schnitter, den vergoßnen Schweiß!
Kommt, genießt der Erde Früchte
Unverdroßner Arbeit Preis!
Jauchzt bey unschuldsvollen Scherzen!
Gott verwirft die Freude nicht,
Die aus dankerfülltem Herzen
Laut von seiner Güte spricht.

Daß es unser Herz erfreue
Giebt er aus der Erde Brodt;
Und erweiset Vatertreue
Stets an uns der gute Gott.
Seiner Creaturen Wonne
Zeugt von seiner Gütigkeit,
Die, gleich Strahlen von der Sonne
Segen auf die Erde streut.

Zwar die Güter zu erlangen,
Die der Erde Schoos euch gab,
Floß von braungebrannten Wangen
Ausgepreßter Schweiß herab:
Aber wer in Friedenstagen
Nicht des Feldes Arbeit scheut,
Lernt des Krieges Last ertragen,
Wenn Gefahr dem Lande dräut.

Fleiß, der Hitz und Frost ertruge,
Hat die Väter stark gemacht.
Muthig vom bestäubten Pfluge
Eilten sie ins Feld der Schlacht.
Unter ihres Schwerdtes Länge
Fiel der Feind im Kriegesspiel,
Wie der vollen Aehren Menge
Unter eu'rer Sichel fiel.

Aus der Helden Blut entsprossen
Wuchs die Freyheit, lang verdeckt,
Sie, in deren Schoos genossen
Euer Brodt euch süßer schmeckt.
O wenn in des Friedens Schatten
Euch der Felder Segen nährt;
Rühmt sie, die durch Heldenthaten
Einst der Knechtschaft Joch zerstört.

Jauchzt, von eurem Glück belebet,
Vom Gefühl der Freyheit warm.
Jauchzet, danket laut, erhebet
Gott, und eu'rer Väter Arm.
Kein Tyrann, kein Glanz der Waffen
Schreckt euch, kein Trompetenschall;
Ha, zur Sichel umgeschaffen
Ward der blutbesprizte Stahl.

Nicht vom Kriegesroß zertreten,
Wächst die Saat und schmückt das Land.
Stolze Bürger in den Städten
Nähren sich aus eu'rer Hand.
Heil euch, die durch ihr Bemühen,
Selten nach Verdienst geschäzt,
Güter aus der Erde ziehen,
Deren Werth kein Gold ersezt!

Heil euch! Mit des Himmels Regen
Der die Saat des Feldes tränkt,
Werde Fruchtbarkeit und Segen
In der Erde Schoos gesenkt!
Herrlich wachse das Getraide,
Von des Hagels Streich verschont!
Und mit Ueberfluß und Freude
Werd' euch euer Fleiß belohnt!

Impromptus an einem Regentag in Schinznach.

1777.

Sonne, warum hüllest du
Dich in Wolken ein?
Siehst nicht unsrer Wonne zu? —
Wirst nicht neidisch seyn?
Nein, du denkst, wir brauchen nicht
Deiner Sphäre volles Licht;
Weil schon unser Angesicht
Freude ganz verkläret:
Und man leicht an Freundes Arm,
Vom Gefühl der Liebe warm,
Deinen Strahl entbehret.

Redlichkeit erreicht ihr Ziel;
Rede, daß ich das Gefühl
Deines Herzens höre.
Immer sicher, tief und schnell,
Wie der Pfeil von unserm Tell,
Trift der Wahrheit Lehre.

Auf Pfeffel.

Klein von Körper, groß von Geist,
Größer noch vom Herzen: —
Wißt ihr, Brüder, wie der heißt? —
Oft schon hat er euch gespeist
Mit den feinsten Scherzen.
Mit wetteiferndem Bemühn
Schüzt ihr ihn vorm Falle.
Nur noch Eins, so kennt ihr Ihn,
So gewiß ich ehrlich bin,
Nun beym ersten Schalle:
Aeussers nicht, doch inners Licht
Leuchtet Ihm; er sieht euch nicht,
Und ihr seht ihn alle.

Von der Sonne hellem Strahl
Glänzt der Alpen Spitze;
Tiefer im bewölkten Thal
Schrecken uns die Blitze.
Wer mit Muth die Tugend ehrt
Stehet hoch dort oben:
Achtet nicht den Bliz und hört
Ruhig unten toben.

Wer ist der Fröhlichste? —
Wer seiner Tugend sich bewußt
Den Becher reiner Sinneslust
Mit Seelenruhe trinkt.

Wer ist der Edelste? —
Der ist's, der mit entschloßnem Muth
Gerecht und wahr, und treu und gut
Und Freund der Menschen ist.

Wer ist der Freyheit werth? —
Wer sie, so lang sein Athem haucht
Zum Wirken edler Thaten braucht;
Der ist der Freyheit werth.

An meine Vaterstadt.

Ueber die Gegenwart Kayser Joseph II.

1777.

Du sahst ihn auch: — von deinen Traubenhügeln,
Voll Menschenschaaren rund herum;
Vom Ufer deines Rheins, auf der Bewunderung Flügeln
Erhob sich Josephs Ruhm.

Wie rauschend in den Strom, an dem wir wohnen,
Viel Flüße an der Berge Hang;
Ergoß sich in das Lied entzückter Nationen
Dein froher Lobgesang,

Der, wenn nicht Ehrfurcht seinen Jubel hemmte,
Besiegte selbst den Donnerschall
Der Fluth, die über ihm vom hohen Felsen strömte,
Mit furchtbar schnellem Fall.

Wie war uns, da nun Ihn die Fluthen trugen
Der vieler Völker Wohlfahrt trägt:
Und, brausend um ihn her, an seinen Nachen schlugen,
Vom Felsensturz bewegt?

Er, unerschreckbar größeren Gewittern,
Sah wundernd, doch mit Ruh empor:
Ihm war der Donnersturm, vor dem auch Starke zittern,
Musik in seinem Ohr;

Verkündiger der Macht, die Königs Thronen
Erhält und stürzt, die auf ihr ruhn;
Und Josephs sendet, Völkertugend zu belohnen,
Und Menschen wohl zu thun.

Wir nur, als wär' Er von Gefahr umgeben,
Wir alle bebten, die ihn sahn,
Und unser Flehn um Schuz für dieses theure Leben
Erhob sich himmelan.

Uns schlug die Brust, bis er zurück vom Strande
Des schaumerfüllten Flußes war;
Und nun nicht länger mehr, was aller Herz empfande,
Nicht Sorge der Gefahr;

Nur freudiges, bewunderndes Entzücken
Die Herrschaft in der Seele nahm,
Da Joseph, Joseph, huldreich, sichtbar allen Blicken,
Durch unsre Reihen kam.

Nicht goldner Glanz der stolzen Kaiserkrone
War Vorwurf unsrer Huldigung;
Nicht beyfallwinkend Lächeln von dem Königsthrone
Hob meines Liedes Schwung.

Freywillig strömt aus freygebohrnen Seelen
Des Herrschers Lob, wenn Menschlichkeit
Und Vaterliebe seiner Völker ihn beseelen
Und holde Freundlichkeit

Von seinem Auge strahlet: daß im Glanze
Des Blickes jeder Zeuge lebt,
Und ein entzücktes Volk in freudenvollem Tanze
Um seinen Wagen schwebt.

So Joseph, Joseph! — Singen alle Lieder
Der Völker — und ihr Jubelton
Hallt von Helvetiens erhabnen Alpen wieder:
Groß ist Theresens Sohn!

Der Welt Heiland.
1777.

Willst du, emporgerückt auf kühnen Schwingen,
O Seele, den, der Welten schuf:
Willst du die Wunder des Allmächtigen besingen?
Wie auf des Schöpfers Ruf
Unzählbar aus des Chaos finstern Tiefen
Ein Heer geschaffner Sonnen drang;
Und strahlenvolle Welten ihre Bahn durchliefen?
Erhebt dein Lobgesang
Den Weltbeherrscher, wie von seinem Throne
Gerechtigkeit Gesetze giebt;
Dem Laster bange Reu, und Seelenruh zum Lohne
Dem, der die Tugend liebt?
Singst du den Richter, wie am lezten Tage,
Der aller Tagen Früchte trägt,
Auf seinem Wolkenthron in der gerechten Wage
Er Lohn und Thaten wägt? —
O heilig ist, und durch die Ewigkeiten
Seraphischer Gesänge werth,
Des hohen Liedes Stoff. — Laß jezt die goldnen Saiten
Ihm, den der Himmel ehrt;

Dem menschgewordnen Gott zum Lob ertönen,
Der in des Irrthums dunkle Nacht
Der Wahrheit Licht, und der gefallnen Erde Söhnen
Unsterblich Heil gebracht.

Wohlan mein Lied, erhebe dich mit Stärke,
Wie Davids Lied empor sich schwang,
Wenn er, des wahren Gottes voll, Jehovahs Werke,
Und Macht, und Ruhm besang.

Hört's, Menschen, ihr, die unter allen Zonen,
Da, wo die Sonne heißer glüht,
Wo Kälte herrscht; in Hütten und Pallästen wohnen,
Horcht auf mein heilig Lied!

Er kam zu uns: — Einst kam er auch vom Himmel
Mit Gottes Herrlichkeit herab,
Als er der Elemente kämpfendem Getümmel
Gesez und Ordnung gab:

Vor seines Mundes Hauch die dunkle Hülle
Vom Angesicht der Erde sank,
Und sie nun herrlich blühend aus der Fülle
Des Lichtes Strahlen trank.

Ach! dunkler, als sie einst den Erdball deckte
Lag fürchterliche Finsterniß
Auf der gefallnen Erde; bange Ahndung schreckte;
Der Zukunft Angst zerriß

Der Menschen Seelen, wenn in ernsten Stunden
Laut donnernd das Gewissen sprach;
Und nach dem Trost verschmachtend, den es nicht gefunden,
Das Herz dem Sünder brach.
Auch dieses Todes schauervolle Schatten
Erleuchtete des Sohnes Licht;
Die Nächte wichen, die uns eingehüllet hatten,
Vor seinem Angesicht.
Der Glanz von Myriaden Seraphinen
War dieser Sonne Morgenroth.
Sie kam, und überall, wo ihre Strahlen schienen,
Entflohen Fluch und Tod.
Herunter von des Kreuzes Mittagshöhe
Ergoß sich ihre Lebenskraft,
Die, daß er zu dem Glück vom Elend auferstehe,
Den Sünder neu erschafft.
Dann schloß umwölkt, mit blutgefärbtem Schimmer,
Das Licht der Geister seinen Lauf;
Gieng herrlicher hervor, nicht unter mehr, und immer
Zu höherm Glanz hinauf.

Weihnachtshymne.

Ihm, dem sich aller Knie soll beugen,
Vor dessen Thron sich Engel neigen,
Von Ehrfurcht und Bewundrung voll:
Den aller Mensch Mund bekennen,
In Demuth Herr und König nennen,
Den jedes Herz verehren soll —
Dem menschgewordnen Gottessohn,
Der von des Himmels hohem Thron
Als Herrscher seiner Welt gebeut —
Sey Lob und Preis in Ewigkeit!

Am Anfang des Jahrs 1778.

Soll ich dich grüßen wie man Freunde grüßet,
Du neues Jahr? — Strömt auch der Segen neu
Herab, wenn nun dein Füllhorn sich ergießet?
Schwebt Heil auf deinen Fittigen herbey?
Was ist's, daß Dunkel deine Stirne decket?
Was soll der Ernst mit welchem du erscheinst?
Sind's Drohungen, womit dein Blick uns schrecket?
Ist unglückvolle Zukunft, was du meinst?
Das Rauschen, welches deinen Gang begleitet,
Ist's Kriegeston, der in der Ferne brüllt?
Bald näher kommt, sich fürchterlich verbreitet,
Und weit umher die Atmosphär erfüllt?
O laß die ahndungsvollen Töne schweigen!
Klär' auf dein ernstes, trübes Angesicht!
Laß heitres Lächeln deiner Miene zeugen,
Daß deine Gegenwart uns Heil verspricht.
Komm mit des Himmels Segnungen umgeben,
Daß dich der Mund der Nationen grüßt,
Weil Friede, Glück und freudenvolles Leben
Aus deinem Schoos auf ganze Länder fließt.
Daß Jubellieder alle deine Schritte
Begleiten, wenn du dich im Kreislauf drehst;

Weil Fruchtbarkeit von jedem deiner Tritte
Die Spur bezeichnet, wenn du weiter gehst.
Daß, wenn entladen von den Schätzen allen,
Die du uns brachtest, du von uns entfliehst,
Der Nachwelt Dankgesänge dir erschallen,
Die deines Segens späthe Frucht genießt.
Hörst du es nicht, das Flehn der Nationen,
Das von dem Ziel vereinter Wünsche zeugt;
Und dort von Hütten, hier von goldnen Thronen
Empor zum Herrscher aller Welten steigt?
Von seiner Alpen herrlichen Altären
Steigt auch der Wunsch Helvetiens empor:
„Laß, Herr der Welt, Jahrhunderte noch währen,
„Des Vaterlandes unverlezten Flor!
„Gesichert hinter Reihen von Gebirgen,
„Womit dein starker Arm das Land umschloß,
„Laß, von des Krieges fürchterlichem Würgen
„Befreyt, uns leben in des Friedens Schooß!
„Daß mit dem Wechsel wandelbarer Zeiten
„Der Wohlstand wachse; Gottesfurcht und Treu,
„Verstand und Tugend stets ihr Reich verbreiten,
„Und unser Land ein Land des Segens sey!

Am Sarg einer geliebten und liebenswürdigen Tochter,

C........ St.k..

1775.

Ausgelitten hat Sie; — ausgerungen
Ihres Erdelebens harten Streit;
Hat empor zur Ruhe sich geschwungen,
Zum Genuß von Gottes Seligkeit.
Engel singen in erhabnen Tönen
Ihrer Schwester jezt ein Siegeslied,
Daß sie glücklich aus dem Thal der Thränen
In des Friedens Wohnungen entflieht.
Engel freuen sich, wenn Menschen weinen,
Weil der Vorsicht Wege dem Gesicht
Schwacher Augen Labyrinthe scheinen,
Und ihr froher Ausgang nicht

Den bedrängten Blicken sich enthüllet;
Finsterniß die ferne Zukunft deckt,
Die mit Traurigkeit das Herz erfüllet,
Und mit Angst die Seele schreckt.
Engel dringen mit geschärften Blicken

Durch die Wolken an der Laufbahn Ziel;
Jauchzen, wenn wir trauren, voll Entzücken,
Daß das Loos auf's Beßte fiel. —
Hingerückt zu ihrer Höhe siehet
Lächelnd nun die Selige herab;
Und voll Dankgefühl, wovon Sie glühet,
Segnet Sie ihr frühes Grab.

Segnet ihre Leiden, jede Plage,
Die Sie früh der eiteln Welt entriß;
Und im Frühling ihrer Erdetage
Für den Himmel reifen ließ.
O wenn Sie, mit Herrlichkeit umkleidet,
Mit der Krone der Unsterblichkeit,
Euch erschiene, die ihr um Sie leidet,
Ihr gerechte Thränen weiht:
O wie würden eurer Seele Schmerzen
Freude werden: Dankgesänge tief
Aus dem Vater-, aus dem Mutter-Herzen
Ihm erschallen, der Sie zu sich rief! —

Tiefgebeugte, die du Sie gebohren;
Vater, dessen Herz an ihrem hieng!
Nicht auf immer habt Ihr Sie verloren,
Die ihr liebtet! — Früher selig gieng

Die Erwählte zum Genuß der Freuden,
Die auch Euch bey Ihr bereitet sind.
Einst am Ende aller Prüfungsleiden
Eilt Euch das verklärte Kind
Froh entgegen; führt zu Seligkeiten,
Die Sie lange schon genoß, Euch ein:
Fühlt sich glücklicher, an eurer Seiten
Selig nun mit Euch zu seyn.

Euer Engel, führt Sie Euch zum Throne
Des Erlösers, der am Kreuze starb;
Und der Sünder Seligkeit zum Lohne
Seiner Leiden sich erwarb.
Alle Himmel feyrten das Erbarmen *)
Seiner Liebe, die er uns bewies,
Als die Selige aus euern Armen
Sich emporschwang, und die Welt verließ.
Dankend stimmte mit des Himmels Chören
Der Erlösten neues Loblied ein;
Froh des Glücks mit seiner Engel Heeren
Ewig nun bey ihm zu seyn!

---

*) Sie starb am Charfreytag.

Die schöne Welt.

1778.

Herrlich schön ist Gottes Welt;
Hat der Freuden viel:
Schäm' sich, wem sie nicht gefällt!
Mensch, ohn' all Gefühl!

Warum nennst ein Jammerthal
Diesen Aufenthalt,
Wo vom Feld, und Berg, und Thal
Freud' entgegenstrahlt?

Schau ihn an mit heiterm Blick;
Doch du kannst es nicht;
Weiser Güte Meisterstück
Blendet dein Gesicht.

Meinst der Gottheit Dienst zu thun,
Wenn von Klageton
Deine Lippen nimmer ruhn —
Nimm ihn deinen Lohn!

Klag' und laß mich fröhlich seyn,
Weil mir alles lacht,
Mich der Güte Gottes freun,
Die mich fröhlich macht.

Ist es Gott nicht, der mich schuf
Fähig zum Genuß?
Folg' ich nicht des Himmels Ruf,
Dem ich folgen muß?

Tief in meiner eignen Brust
Fließt der Freuden Quell;
Macht zum Anblick jeder Lust
Mir mein Auge hell.

Und ich soll es — Wer gebeut?
Schließen vor dem Licht?
Von der Schöpfung Herrlichkeit
Wenden mein Gesicht?

Nein in vollen Zügen trinkt,
Wonne mein Gemüth,
Wenn die Sonn' im Westen sinkt,
Und im Osten glüht.

Wenn in strahlenvoller Pracht
Hoch am Firmament,
Sternen um sie her, der Nacht
Silberlampe brennt.

Wenn der Lenz die Fluren mahlt;
Und das Korngefild
Von den goldnen Saaten wallt;
Wein von Bergen quillt.

Wenn in's blendende Gewand
Die Natur sich steckt;
Und ein Schild von Diamant
See und Flüße deckt.

Froh bin ich, wenn groß und mild
Menschen Angesicht
Mir von Gottes edelm Bild
Wiederschein verspricht.

Immer unerschöpflich fließt
Freudenquelle mir;
Und mein offnes Herz genießt,
Gott, und danket dir.

Der Brunn in der Laube.

1779.

Werth bist du des Liedes, werth der lauten Feyer
Deiner Lieblichkeiten mit Horazens Leyer,
Du, der immer kühl und hell
In der Laube rinnet, angenehmer Quell!

Laß dein sanftes Rauschen den Gesang begleiten,
Wie es oft harmonisch in die goldnen Saiten
Manches Barden mir erklang,
Wenn in deinen Schatten er sein Lied mir sang.

Deiner Laube Dunkel, unerreichbar allen
Pfeilen, die von Phöbus goldnem Bogen fallen,
Stimmt die Seele zum Gefühl
Für des ernsten Britten hohes Saitenspiel.

Deines Wassers Kühlung mit dem Wein vermählet,
Wenn durch frohe Lieder Gleim zur Lust beseelet,
Mäßigt weise Fröhlichkeit,
Daß sie nicht die Blicke strenger Tugend scheut.

Wie Vernunft die Flamme brausender Begierden,
Daß sie nicht der Seelen Siegerinnen würden;
Dämpfest du der Strahlen Glut;
Gießest neues Leben in das warme Blut.

Weh' dem kühnen Frevler, wenn durch offne Wunden
Seiner Hand die Sonne diesen Siz gefunden,
Daß der Laube Dunkel flieht,
Und, wo Kühlung athmet, dann die Hitze glüht.

Heil dem Freudengönner, der die Wunden heilet!
Wer in fernen Tagen hier im Schatteu weilet,
Wenn die Sonne heißer scheint,
Segnet dankbar einst den guten Menschenfreund.

Am Anfang des Jahrs 1793.

Halbzweifelnd, ob's ein Traumbild nur gewesen,
Was wir gehört, was wir gelesen,
Steh'n wir am Ziel des Jahrs, und scheun
Den ersten Schritt ins neue Jahr hinein. —
Denn, ach! Noch ist es dunkel, noch umziehen
Den Himmel Donnerwolken, Blitze glühen,
Und drohend bricht ein neues Wetter ein.
Noch schallt das Feldgeschrei der kühnen Franken;
Noch siegt ihr blutig Schwerdt, und Thronen wanken;
Von inn'rer Gährung bebet manches Land. —
„Nemmt, Nationen, sie aus meiner Hand!
„Ich, ruft der Gallier, Ich bin der Freyheit Rächer,
„Der Freyheit, der kein Gut der Erde gleicht" —
(Ist sie es? — Ist's die Aftergöttin, die den Taumelbecher
Der Anarchie getäuschten Völkern reicht?) —
Wie hebt sich unter allen Monumenten
Der Vorwelt hoch empor, was unser Auge sah!
Ein warnend Denkmal Völkern und Regenten
Steht die Geschichte unsrer Tage da:

Und ist noch nicht vollendet. Noch bedecken
Den Ausgang Finsterniße: das Gemüth
Ergreifen der Erwartung bange Schrecken,
Der Ahndung Schauer, wenn es in die Zukunft sieht.
Was wird es werden, wenn nicht bald die Fluthen
Des ausgetrettnen Stroms zurück ins Ufer gehn?
Wenn, unterm Schwerdt ihr Leben zu verbluten,
Stets neue Tausende im Feld des Krieges stehn?
O mögen deiner Alpen Felsendämme
Der Fluth gebieten, theures Vaterland!
Daß sie dich nicht verwüstend überschwemme;
Und, mächtiger als sie, des Gottes Hand
Dich schützen, der im Aufruhr wilder Wogen
Der Welten Steur behält, mit Weisheit lenkt,
Und, wenn auf Seinen Wink das Wetter sich verzogen,
Den Völkern Ruh' und Friede schenkt!

Epistel
an meinen Freund,
den Bräutigam meiner Cousine.

1795.

Willkommen, Freund, im neuen Stand!
Vergebens hast du dich dem Band,
Das Mann und Weib verknüpft, so lang entzogen.
Was über uns das Schicksal spricht,
O Lieber, dem entflieht man nicht.
Mit Heeresmacht herbeygeflogen
Kam über dich der Franken Schwarm,
Und jagte dich — in deiner Freundin Arm *).
Du weißt nun schon, es wird dich nicht gereuen,
Du liesest es im frohen Blick
Der Freunde, die an Euerm Glück
Theilnehmend sich mit dir und der Geliebten freuen.
Und wüßtest du noch nicht, was dir das Glück beschert;
So, — aber unter uns muß das Geheimniß bleiben, —

*) Der Bräutigam, gewesener holländischer Legations-Prediger in Brüssel, mußte beym plözlichen Einfall der Franzosen diese Stadt verlassen, kam in sein Vaterland und nahm eine Landpfarrey an.

So könnt ich dir den ganzen Werth
Der Frau, die du gewählt, am sichersten beschreiben,
Nur, wie gesagt, sub rosa dir allein:
Und im voraus die Eifersucht verbeten:
Denn sie zerreißt der Liebe Blumenketten,
Und stört den schönen Bund. — Doch nein,
Geheimniß braucht es nicht zu seyn:
Denn warum dörft ich's nicht vor aller Welt erzählen,
Daß deine Braut seit manchem Jahr
Der Liebling meines Herzens war?
Wir liebten uns, wie zwo verwandte Seelen,
Gestimmt zur schönsten Harmonie;
Wie Agathon die Psyche liebt' ich sie. —
Zwar hätte durch des Blutes Band
Uns die Natur nicht so genau verbunden;
Wer weißt? — denn ganz gewiß hätt' ich mit ihrer Hand
Und ihrem Herzen das gefunden,
Was ich hernach in ihrer Freundin fand.
Allein die weise Vorsicht, die verborgen
Das Schicksal ihrer Kinder gütig lenkt,
Sie wollte für uns beide sorgen;
Und jedem hat sie nun ein braves Weib geschenkt;
Und jedem hat sie noch daneben
In seines Freundes Weib die Freundin zugegeben. —

So höre nun: — denn deiner Braut zu Ehren
Wirst du, was du schon lange weißt,
Aus eines Freundes Mund, der ihre Tugend preißt,
Und Euer Glück besingt, wohl gern noch einmal hören. —
Ist Sie auch nicht so schön, wie ihre Namensschwester
Im alten Griechenland *); so bleibt Sie desto fester
Dem Bund der Liebe treu. Was Sie geschworen hat,
Wird Sie mit keinem Wort, mit keinem Blick verletzen;
Wird nicht, wie Jene Priams Stadt,
Dein friedlich Priesterhaus in Feur und Flamme setzen. —
Auch ist Sie kein gelehrtes Weib.
Und wäre Sie von diesem Orden;
Sie wäre sicherlich nicht deine Frau geworden.
Du sagtest, so wie ich: Drey Schritte mir vom Leib:
Ich brauche kein gelehrtes Weib. —
Doch eine Gattin wirst du schätzen,
Die mit des Herzens Güte Geist vereint,
Und ohne daß sie viel zu wissen scheint,
Mit mehr als faden Stadtgeschwätzen,

---

*) Die Braut hieß Helena.

Dem Mann, der sie gewählt, die leeren Stunden
kürzt,
Und das Gespräch mit Wiz und froher Laune würzt;
Die, wenn er freudig zu ihr eilet,
Das Buch, das ihm gefiel, in seiner Hand,
Die Geistesfreude mit ihm theilet,
Und rührend findet, was er rührend fand.
Und wenn er unmuthvoll und von Geschäften müde,
Den Arm vertraut um Ihre Hüften schlingt,
Durch freundliches Gespräch Beruhigung und Friede
Zurück in seine Seele bringt. —
Und ist der Mann ein Mann von unserm Stand,
Berufen, einsam auf dem Land,
Beym edelsten Geschäft die Tage zu durchleben,
Wohl ihm, wenn ihm das Glück ein Weib gegeben,
In dem er eine Freundin fand!
Ihr Umgang wird ihm ganz ersetzen,
Was in der Stadt man in Gesellschaft sucht,
Und selten findet bey Geschwätzen,
Der Langenweil und oft der Bosheit Frucht.
Gemacht die Freuden zu empfinden,
Die die Natur nur schönen Seelen giebt;
Wird überall Sie Spuren dessen finden,
Dem Sie es dankt, daß Sie ihr Gatte liebt,
Wenn seiner Lehre Saamen Früchte trägt;

Wird Sie mit ihm sich dieses Segens freun:
Wenn Er als Vater seiner Heerde pflegt;
Wird Sie gern ihre Mutter seyn. —
Und kommt, die Glücklichen zu sehen,
Ein Freund; so schreckt kein saurer Blick,
Kein ängstliches Gewühl; — ein Wink bald wegzu-
gehen;
Den unwillkomm'nen Gast zurück.
Mit solcher Freundlichkeit, mit heiterem Gesicht,
(Und — Beßter, du erschrickst doch nicht?)
Wenn ich es bin, mit dargebottnen Wangen,
Wird — ihrem Mann zu lieb, der werthe Gast em-
pfangen. —
Was meinst du, Freund? — Für einen Weisen
Ist das ein schätzbar Hausrathstück.
Wer es besitzet dieses Glück,
Den würde Salomo selbst glücklich preisen.
Und Er, auch in der Weiberwelt,
Nicht nur im Pflanzenreich *) ein Kenner von dem
Schönen,
Verdient Gehör, wenn Er den Erdensöhnen,
Von ihrem Glück sein Urtheil fällt. —
Du hast nun dieses Glück, und weißt es zu genießen;

---

*) 1 Buch der Könige. Cap. 4. V. 33.

Und glaubest einem Freund, der aus Erfahrung spricht:
Dein Leben wird, wie mein's, dir angenehm verfließen;
Und wenn die Vorsicht auch mit Leiden es durchflicht;
So weißt du, daß sie dir an deiner Gattin Seite
Für jedes Ungemach ein Labsal zubereite.
Vergiß nicht im Genuß der heitern Wonne,
Die deines Lebens Abend schön bekränzt,
Daß dieser Strahl der goldnen Abendsonne
Auch deinem Freund und seiner Freundin glänzt.
Und wenn, von treuer Liebe Glück durchdrungen,
Dein Herz Erfüllung seiner Wünsche findt;
Sag der Geliebten: — „Er, der unser Fest besungen,
„Der beyde liebet, unser Freund, mein Kind,
„Ist auch so glücklich, wie wir sind."

Am Anfang des Jahrs 1796.

Das Jahr ist wieder hin, und die gerechte Klage
Begleitet seinen Lauf im Elegienton.
Denn, ach! sie dauren noch die jammervollen Tage;
Noch herrscht der wilde Krieg, und herrscht so lange schon.
Ach, warum säumen noch der Friedenssonne Strahlen?
Wann kehrt nach langer Nacht ihr mildes Licht zurück?
Die Völker harren sein; der Sehnsucht Wünsche mahlen
Mit starken Zügen sich im thränenvollen Blick.
Bringst du es, neues Jahr? — Wie wollten wir dich segnen,
Daß unsrer Brüder Blut nicht mehr in Ströhmen fließt!
Wie froh mit Preisgesang dem kommenden begegnen;
Wenn du dem bangen Volk ein Friedensbote bist!
Ruft euch, ihr Sterbliche, wenn ihr euch Gutes gönnet,
Statt aller Wünsche zu: Der Friede sey mit euch!

Er ist das höchste Glück, das unsre Erde kennet;
Er macht aus unsrer Welt ein irdisch Himmelreich.
Nur unter seinem Strahl kann alles Gute blühen;
Durch seinen Einfluß reift das Glück der Menschlichkeit:
Er giebt der Seele Kraft, und Segen dem Bemühen
Des Redlichen, der sich dem Wohl der Brüder weiht.
Was hilft's, daß goldne Saat die vollen Felder tragen,
Und Reichthum süßer Frucht an allen Zweigen hängt:
Wenn ein furchtbarer Zug von eh'rnen Donnerwagen,
Und wilder Krieger Raub den Segen schnell verdrängt?
Was nützt dem armen Volk die Schuzwehr von Gesetzen,
Durch seiner Führer Geist mit Weisheit ausgedacht:
Wenn Unrecht und Gewalt das Eigenthum verletzen,
Und stolzer Uebermuth des lauten Jammers lacht?
Wo Bürgerblut das Land in Strömen überschwemmet,
Da sinkt der Freyheit Thron. Der Menschen Stimme schweigt,

Wenn ihren Unterricht der Lärm der Trommel hemmt,
Und rohes Kriegsgeschrei empor zum Himmel steigt.
Du hörst, Helvetien, noch fern in den Gebürgen,
Gesichert vor dem Bliz, des Donners Wiederhall;
Mit Schauer hörst du es, wie Brüder Brüder würgen.
O lerne weise seyn aus großer Länder Fall!
Genügsamkeit war einst der frommen Väter Sitte;
Nicht Zügellosigkeit, nur Freyheit war ihr Ziel;
Und sie errangen es. Noch herrscht in unsrer Mitte
Ihr sanfter Scepter fort, und süß ist ihr Gefühl.
Doch wohnt sie nur, wo man Gesez und Pflichten ehret,
Und aller Wille gern ihr heilig Recht erkennt.
Nur da, wo man den Ruf der Bruderliebe höret,
Und was sich jeder wünscht, auch gern dem andern gönnt,
Dann übt man Thaten aus, werth edler Bürgerkronen;
Des Landes Wohl erhält der Eintracht schönes Band.
O möge dieser Geist in deinen Grenzen wohnen,
Ein Erbtheil deines Volks, geliebtes Vaterland!

Lied
bey der Eröfnung des neuen Gymnasiums in Schafhausen von den Schülern gesungen.
1795.

Auf, Ihr Brüder, laßt uns singen!
Gott ist aller Wahrheit Quell.
Nur mit Ihm kann es gelingen,
Wenn der Jüngling fest und schnell
Auf der Weisheit Wegen geht;
Bis er einst am Ziele steht.

Freundlich ruft sie Ihm entgegen:
Komm und wandle meine Bahn!
Bietet Ihm den ganzen Segen
Ihrer Schäze liebreich an.
Weck', o Gott, in unsrer Brust,
Ihr zu folgen, Trieb und Lust!

Strahlen deines Geistes müßen,
Vater, uns von dir gesandt,
Sich in uns're Seel' ergießen;
Uns erleuchten den Verstand:

Und von Ihm erwärmet, sey
Unser Herz der Wahrheit treu!

Segne, Höchster, diese Stunde!
Segne jeden Unterricht,
Der aus uns'rer Lehrer Munde
Uns erfüllt mit Geist und Licht!
Laß dieß Haus dir heilig seyn:
Weih' es dir zum Tempel ein!

Großer Lehrer, der die Lehre,
Die uns ewig glücklich macht,
Daß sie auch der Jüngling höre,
Uns vom Himmel mitgebracht:
Lehr' uns deine Schüler seyn;
Früh' dir unsre Herzen weihn!

Auf, Ihr Brüder, laßt uns hören!
Uns ruft Gott und Vaterland,
Lasset uns den Bund beschwören:
Freudig, muthig, Hand in Hand,
Fortzugeh'n auf uns'rer Bahn,
Zum erhab'nen Ziel hinan.

An unsern lieben Müller und seine Frau über den Tod ihrer Eltern, Eberhard und Maria Catharina Gaupp.

1796.

Ist's wahr, Ihr Lieben? — Ach, wie schwer zu fassen
Ist mir des Schicksals schneller Streich! —
Ist's wirklich wahr? — Hat Er uns schon verlassen?
Find ich Ihn nicht mehr unter Euch,
Den Vater und den Freund? — Die frohen Stunden,
Die uns sein süßer Umgang gab,
Sind sie für immer uns verschwunden,
Versenkt mit Ihm ins dunkle Grab?
Wie oft beym Händedruck und bey den heitern Zügen,
Den Zeugen seiner Güte, schwoll
Mein volles Herz empor, und fühlt es mit Vergnügen:
Auch mir will dieser Edle wohl!
Wie oft, wenn Er mit väterlichen Küssen
Die Tochter und den Sohn empfieng,
Pries ich die Glücklichen, die es so innig wissen,
Wie warm sein Herz an ihren Herzen hieng!

Wie flogen mir die eilenden Minuten
So schnell, ach! allzuschnell vorbey:
Wenn im vertrauten Umgang mit dem Guten
Ich sah', wie schön die Tugend sey,
Die nicht mit Worten glänzt, die sich in Thaten zeiget,
Der Menschenliebe ganz geweiht;
Die Tugend, die nur dessen Liebe zeuget,
Der seinen Jüngern sie gebeut. —
Oft theilte Sie, die dieses Lebens Plage
Und Freude mit mir theilt,
Mein Glück mit mir, und dachte sich die Tage,
(Ach! sie sind längst vorbeygeeilt!)
Als frühe schon, eh' ich den Edeln kannte,
Sie Theil an seiner Freundschaft nahm,
Und liebenswürdiger, weil Er Sie Freundin nannte,
In ihres Gatten Arme kam. —
Dort, wo mit Euch von nüzlichen Geschäften
In ländlicher Erholung Schooß,
Zur Sammlung neugestärkter Kräften
Er gern der kurzen Ruh' genoß;
Dort hab' ich im vertrauten Kreise,
Der frohen Stunden viel durchlebt;
Dort seh' ich Ihn, wenn mir der fromme Weise
Noch jezt vor meiner Seele schwebt.

Ach! daß von dem geliebten Bilde
Sein Grab den Blick nun auf sich zieht!
Daß in der Schatten einsame Gefilde
Mein Freund der dargebotnen Hand entflieht!
Sie ist dahin die Zeit, wo noch sein Aug uns lachte;
Sein Mund voll süßer Rede sich ergoß,
Schon seine Gegenwart die Herzen fröhlich machte,
Und uns bey ihm der Abend schön verfloß.
Ach! jezt getrübt von des Verlustes Schmerzen
Folgt weinend unser Auge seinem Sarg,
Der Ihn, den Liebling uns'rer Herzen,
Für diese Welt auf immer uns verbarg. —
Wie glücklich Sie, die nicht den Gatten sterben,
Die nur den Engel werden sah',
Und dem verklärten Himmelserben
Entzückt entgegenrief: Nun bist du ewig da!
Wer hätte, wenn der Schlag die Sterbliche getroffen,
Der treuen Gattin Schmerz gestillt?
Jezt liegt der Vorsicht Weg vor ihren Blicken offen;
Sie sieht, was unserm Aug noch Dunkelheit verhüllt;
Misbilligt nicht der frommen Wehmuth Sehnen
Nach ihm, den schnell der Tod uns nahm;

Er war der Wehmuth werth — doch weint sie andre
Thränen —
Der Freude, daß Er zu Ihr kam.
Und fröhlich ist Sie vor Ihm hergegangen,
Ihn, dessen Himmelsnamen Sie schon kennt,
Mit Gattintreu dort oben zu empfangen,
Wo nichts die Liebenden mehr trennt.

Thyrsis und Milon.

Eine Idylle.

1778.

Thyrsis. Sey gegrüßt, Milon, sey mir gegrüßt! O wie froh! — Aber weißt du, woher ich komme?

Milon. Ich werde wohl nicht lange rathen müssen. Gewiß von Chloens Hütte, oder hinter dem Buchenwald her, wo Chloe manchmal ihre Heerde weidet, weil Thyrsis oft in diese Gegend treibt.

Thyrsis. Nein, Milon, nicht von Chloen her komm ich. Würd ich sonst froh seyn, wenn ich sie verlassen hätte? — Nein, ich komme aus der Stadt, wo mein Vater mich hinschickte, einem Mann aus der Stadt den Geldsack wieder zu bringen, den er gestern hier verlor. Mein Vater, der ihn kennt, sah' ihn bey unsrer Hütte vorbeygehen; und da er heut das Geld auf der Erde fand: geh, Thyrsis, sagte er, bring dem Polydor sein verlornes Geld wieder. Für uns ist es unbrauchbar; und wenn es uns auch nützen könnte, so ist's doch des Redlichen Pflicht, dem Besitzer sein Eigenthum, welches der Zufall ihm raubte,

wieder zuzustellen. Du wirst ihn leicht finden, wenn du nur nach dem reichen Polydor fragst. Denn Reichthum ist dort das Merkmal, welches am meisten in die Augen glänzt; wie man bey uns den beßten Flötenspieler nennen muß, wenn man den Daphnis sucht, oder den redlichsten Hirten, wenn man den Palämon kennen will. — Ich bin sonst nie in der Stadt gewesen, Milon.

Milon. Ich auch nicht, Thyrsis. Aber desto mehr verlangt mich zu wissen, wie es dir dort gefallen hat.

Thyrsis. O Milon, wie dem Hänfling im schönen goldnen Käfig; (dergleichen hab ich dort gesehen.) Er schmachtet nach der verlornen Freyheit; und kaum findet er den Ausgang geöffnet, so verläßt er das glänzende Gefängniß, und flieht lautsingend in den Wald zurück, und findet da selbstgesuchte Speise süßer, als die sein Herr in schmeichelnder Hand ihm reichte.

Milon. Nicht Unzufriedenheit, aber eine jugendliche Neugierde, ich gesteh' es, hat schon oft den Wunsch in mir erweckt, die Stadt einmal zu sehen. — Sind denn die Leute dort so ganz anders, als hier?

Thyrsis. So verschieden von uns, Milon, wie ihre künstlichen Gärten von der schönen, offnen Gegend da vor uns. Grüne Wände umringen sie mit

Gebüschen, in mannigfaltige Figuren ausgehauen, und zugespizte Säulen, dem Aug, welches die Schönheiten der ungeschmückten Natur nicht kennt, vielleicht ein angenehmer Anblick; aber ohne Früchte, die unsre Bäume uns geben, wenn sie schon nicht in gerader Reihe dastehen. — Würdest du, Milon, das Geld für dich behalten haben, wenn du es gefunden hättest?

Milon. Ich, Thyrsis? — Nein, gewiß nicht. Kennst du einen auf dieser ganzen Flur, der es gethan hätte? — Aber ich weiß nicht, was du mit deiner Frage willst.

Thyrsis. Ich glaube es wohl. Mir war's auch unbegreiflich, was ich dort hörte. Zween Männer waren beym Polydor, als ich zu ihm kam. Ich hätte sie für seine Knechte angesehen, wenn ihre Kleidung nicht gewesen wäre; so tief bückten sie sich, wenn er mit gebieterischer Stimme sie anredete. Sie schienen erschrocken und demüthig, wie mein Phylax, wenn ich seine Trägheit mit Schlägen bestrafe. Von diesen Männern sagte einer leise zum Andern, als ich dem Polydor das Geld gab: „Das ist wohl ein einfältiger Hirt. So einfältig wäre ich nicht gewesen, wenn ich das Geld gefunden hätte." — „Ich hätte es wahrlich auch nicht wieder gebracht, sagte der andre. Polydor ist glücklich, daß er es nicht hier in der

Stadt verloren hat. Er hätte es wohl nicht wieder bekommen." — Was sagst du dazu?

Milon. Daß du in der Stadt lügen gelernt hast, würde ich sagen, wenn ich meinen redlichen Thyrsis nicht so wohl kennte. Denn Lügen sollen dort auch nichts seltenes seyn, wie mein Vater mir einmal sagte.

Thyrsis. Ja, auch davon bin ich Zeuge. Die Männer hatten vom Polydor Geld verlangt: Ich hab jezt keins, sagte er, als was dieser gute Hirt mir wieder gebracht, und das hab ich schon versprochen. Aber kaum waren sie weg, so öfnete er, um den Geldsack hineinzulegen, einen Kasten voll glänzender Goldstücke. Er bot mir eins davon an; aber ich nahm es nicht. Hätt' ich eine Belohnung für die Erfüllung meiner Pflicht annehmen sollen, die ich ohne die schändlichste Unredlichkeit nicht unterlassen konnte? Aber mit ihm essen mußt' ich. Mein Weigern half nichts; ich mußte da bleiben. Jezt empfand ich zum erstenmal, wie hart es ist, wenn man gezwungen thun muß, was man lieber unterlassen wollte. O wie wünscht' ich, wieder in meiner Hütte zu seyn, oder bey meiner Heerde!

Milon. Und bey Chloen, nicht wahr? — Aber erzähle mir, Thyrsis; du hast einer Mahlzeit in der Stadt beygewohnt, wie gefiel es dir da?

Thyrsis. Wie es dir selbst gefallen würde, wenn du anstatt der Aufrichtigkeit und Freude, die unsern reinlichen Tisch, mit reifen Früchten und süßer Milch besezt, umringen, Gespräche voll Zwang oder boshafter Spöttereyen über Andre anhören müßtest.

Milon. Aber, Thyrsis, sie werden doch nicht eine Freude darin finden, wenn sie Böses von Andern reden? Nein, so schlimm können sie nicht seyn. Deine Ungeduld hat dir auch alles gar zu arg vorgestellt. Sie müßten doch auch die beßten Freuden gar nicht kennen, wenn sie unempfindlich gegen das Vergnügen wären, welches die Bemerkung guter Eigenschaften an Andern, und die Erzählung ihrer tugendhaften Handlungen verschaffen.

Thyrsis. Ich erstaunte eben so sehr darüber, als du. Aber es ist nicht anders. Ein jeder wußte seine besondere Geschichte, die er dem Andern mit einer Miene, als wenn es ihm leid wäre, im Vertrauen erzählte; und doch schien ein jeder froh, sein Geheimniß bekannt gemacht zu haben. Das bewiesen sie durch die Weitläufigkeit, womit sie sich dabey aufhielten. Diese Gespräche wurden nur durch Aufmunterungen zum Essen und Trinken unterbrochen. Denn die Leute dort scheinen einen großen Theil ihrer Freundschaftsbezeugungen darein zu setzen, wenn sie einen

mit Speisen recht überhäufen. Sie lachten über mich, da ich nicht mehr essen wollte, weil ich satt war. Man müße, sagten sie, bisweilen auch mehr geniessen, als eben zur Stillung des Hungers und Durstes nöthig sey.

Milon. Ha! Ich muß lachen. — Es ist also, als wenn man die Fluren überschwemmen wollte, anstatt sie zu wässern. — Hast du auch Mädchen gesehen, Thyrsis?

Thyrsis. Ja, Polydors Töchtern.

Milon. Und wie gefielen sie dir?

Thyrsis. Noch so ziemlich, wenn wir Hirten auf die Gestalt und Gesichtsbildung allein sähen. Und doch fand ich sie nicht so schön, wie unsere Schäferinnen hier. Es mangelt ihnen etwas — etwas — das ich nicht zu nennen weiß; und was der Schönheit erst ihre mächtigsten Reizungen mittheilt, wodurch sie die Herzen unwiderstehlich einnimmt. Sie scheinen es auch selbst zu fühlen; denn sie borgen viel fremden Schmuck, um den Mangel des Natürlichen zu ersetzen; glänzende Steine, und bunte Kleider, und künstliche Figuren, worein sie ihre Haarlocken zwingen. Aber es ist, als wenn man einen Baum voll rothwangichter Aepfel oder den traubenbeladenen Weinstock mit vielfarbigen Bändern auszieren wollte.

Milon. Aber so schaden sie ja sich selbst.

Thyrsis. Ja, wie wir es ansehen. Aber dortt wo die einfältige Natur wenig geachtet wird, urtheilt man nicht so. — Könntest du eine Hirtin lieben, Milon, wenn auch ihre Heerden ganze Triften deckten, wenn nicht ihre Seele so unbefleckt wäre, wie ihr heiteres Gesicht; wenn die Unschuld und Redlichkeit ihres Herzens nicht in ihren sanften Augen sich zeigten? Aber für die Jünglinge in der Stadt ist der Mangel dieser Eigenschaften, der schäzbarsten in unsern Augen, kein Mangel; wenn er durch Reichthum ersezt wird.

Milon. Und sie glauben, er könne dadurch ersezt werden? — Die wunderlichen Leute. — Du hast sonderbare Sachen erfahren, Thyrsis. Wenn nur nicht alle Leute dort gleich sind. Ich hoffe es nicht.

Thyrsis. Ich auch nicht. Mein Vater hat mich gewarnt, nicht nach einer einzelnen Erfahrung ein allgemeines Urtheil zu fällen. — Sey nicht zu streng, Thyrsis, sagte er, als ich ihm heut voll Unmuth erzählte, was ich gesehen und gehört hatte; sey nicht allzustreng in deinem Urtheil. Zwar ist dein Unwille über die Thorheiten, die du gesehen hast, löblich; und du würdest dich noch mehr ärgern, wenn du sie alle gesehen hättest. Glücklich, wenn sie dir die Un-

schuld und Tugend, und die einfältigen Freuden des Schäferstandes liebenswürdiger und schäzbarer machen. Aber glaube darum nicht, daß die Stadt keine tugendhaften Einwohner habe. Die Tugend ist freylich seltener, wo sie so viel Versuchungen zu überwinden hat. Wo der Redlichkeit so viel Fallstricke gelegt sind, und das Gefühl für das wahrhaftig Schöne und Gute von Kindheit auf geschwächt wird; wo fesselnde Gebräuche eingeführt, und die Bedürfniße vervielfältigt sind; da ist es schwer der Natur getreu zu bleiben, und die Sitten und Gesinnungen rein zu erhalten. Aber doch giebt es auch dort noch bessere Seelen, die der brausende Strom nicht hinreißt. Sie stehen da, vom Sturm unerschüttert, wie die tiefgewurzelte Eiche unter den niedergeworfenen Bäumen. Eine Stütze des Vaterlandes; eine sichere Zuflucht für diejenigen, welche der Sturm feindseliger Gewaltthätigkeiten, oder die heißen Strahlen prüfender Unglücksfälle unter ihr schüzendes Dach, oder in ihre freundschaftlichen Schatten treiben. — So sagte mein Vater. Ich fand seine Erinnerung billig. Aber ich kann doch den Unwillen nicht vergessen, der heut mein Herz eingenommen hat.

Milon. Du guter Thyrsis, ja du hast heut einen verdrüßlichen Tag gehabt. — Komm ich will

dir das Lied singen, welches Daphnis mich lehrte. Er war auch einmal in der Stadt; und als er wieder zu uns kam, da macht' er das Lied. Es ist ein wenig ernsthaft. Die Leute dort würden es wohl nicht lustig genug finden. Begleite du meinen Gesang mit der Flöte.

Sey mir gegrüßt, geliebter Aufenthalt,
Wo Redlichkeit und reine Unschuld wohnt!
Wie sehnte sich mein Herz nach dir zurück!
Und, Philomelen gleich, wenn sie von ungefehr
Des Bauers Thür geöffnet sieht,
Eilt ich frohlockend in das Thal zurück:
Und, wie von ihrem Lied der Wald erschallt,
So schallt mein frohes Lied durchs bunte Thal.
Vom Zwang befreyt, der in den Mauren wohnt,
Wo nie Aurorens Glanz das Herz entzückt,
Wenn vor der strahlenvollen Sonne her,
Ein Both der nahen Ankunft, sie schon laut
Der Hirten Flöten und der Vögel Lieder hört.
Frei von Gefahren, die der Tugend dräun;
Fließt hier mein Leben mir in sanfter Ruh dahin,
Und wenn ein Unglück kömmt, so ist's der Wolke gleich,
Die nur minutenlang die Sonne deckt.
Der Tugend und der Unschuld edler Dienst
Macht mir mein Leben froh, und einst den Tod mir süß.
Dann geht, von dieses Körpers Fesseln frei
Mein reiner Geist in schönere Gefilde hin.
Und Freunde streuen Blumen auf mein Grab.

Ersten Bandes
zweyte Abtheilung.

Prosaische Aufsätze.

Ersten Bandes

zweyte Abtheilung.

Vermischte Aufsätze.

Ueber die Schriftstellerey.

Wir Hirsche, sprach er, geh'n spazieren.

Der Schröter in der Fabel.

Es amüsiert mich bisweilen der Gedanke, daß ich — der ich zwar nur eine sehr kleine Figur unter den Schriftstellern spiele, — doch nach der weitläufigsten Erklärung des Worts, auch zu ihnen gehöre. So wie die Sachen gegenwärtig in Deutschland, und wohl auch in andern Ländern stehen, dürfte noch die Frage seyn, ob diese Vorstellung an sich mehr zum Stolz oder zur Demüthigung Anlaß gebe? Wirklich, wenn ich mich so nach meinen Herren Kollegen umsehe, so finde ich wenigstens eben so viele, deren Gesellschaft ich mich schämen könnte; als ich solche wahrnehme, unter welche ich mich, ohne einen hohen Grad von Unbescheidenheit, nicht zählen dürfte. Indessen kann auch bey einer sehr mittelmäßigen Praxis ein hoher Begriff von dem Ideal der Kunst, worin man vielleicht selbst ein Pfuscher ist, statt finden,

weil es bey ihrer Ausübung nicht blos auf Theorie, sondern auch auf Gelegenheiten und Veranlassungen ankommt. Es ist eine falsche Maxime, daß man immer im Stand seyn müße, dasjenige besser zu machen, was man zu tadeln sich untersteht: Und wenn dieselbe irgendwo unrecht angebracht wird, so geschieht es gewiß in der Sache, wovon hier die Rede ist.

Also auch nur als Mitglied des Publikums, für welches geschrieben und gedruckt wird, wär' ich befugt, meine Meynung über diese Sache zu sagen. Und wie vieles ist nicht wirklich darüber zu sagen? Je größer von Zeit zu Zeit die Anzahl der Leser wird; desto mehr verdient auch das Geschäft derjenigen, die sich mit der Befriedigung ihrer Bedürfniße abgeben, die öffentliche Aufmerksamkeit. Es kann uns doch nicht gleichgültig seyn, was man uns auftische, um unsere nach Kenntniß begierige Seele zu sättigen; und gesezt, es wäre uns auch nur um geistigen Zeitvertrieb zu thun, so ist es auch in diesem Fall nicht einerley, von was für Beschaffenheit derselbe sey. Je nachdem er beschaffen ist, kann er unsere natürlichen Neigungen veredeln oder verschlimmern.

An sich ist der Beruf eines Schriftstellers ein erhabener Beruf:

Lehrer der Menschen zu seyn, hat Gott Homere
und Miltons
Unter die Menschen gesandt. — — —

Desto mehr ist es zu bedauren, daß so viele sich in diesen Beruf eindringen, die wenigstens keine innere Bestimmung dazu hatten. Aber ich fühle es auch auf meiner niedrigsten Stufe, wie mancherley die Veranlassungen dazu seyn können. Vielleicht giebt es überall keinen unwiderstehlichern Trieb zu einem Geschäft, als der Autor-Trieb bey demjenigen seyn mag, dem es einmal, es sey nun aus Verdienst oder aus Zufall, gelungen ist, durch etwas Gedrucktes Ruhm und Beyfall zu erlangen. Jeder Gedanke, den er denkt, wird nun Stoff zu einem Buch, und er kann keine Meditation mehr für sich behalten. Kann sie doch, denkt er, manchem andern auch nüzlich seyn.

Eben dieser Gedanke von Gemeinnüzigkeit ist die stärkste Verführung; die Quelle, aus welcher das Publikum schon mit so vielen schlechten und mittelmäßigen Büchern überschwemmt worden ist. Aber die Herren irren sich in ihrer Rechnung. Es giebt außer der extensiven auch eine intensive Wirkung der Bücher; und diese hängt nicht von der öfters blos eine Zeitlang, höchstens lebenslänglich daurenden Celebrität ihres Verfassers ab; sondern von dem innern

Werth des Buchs, von der Wichtigkeit seines Inhalts, und von der Sorgfalt und dem Fleiß, die auf die Composition desselben verwendet worden sind.

Eine andere mächtige Aufmunterung zur Autorschaft mag wohl das Vergnügen seyn, welches mit der Verfertigung eines Werks, besonders, wenn die Einbildungskraft viel Antheil daran hat, verbunden ist. Rousseau schien mir manchmal unbillig in seinen ewigen Klagen über die widrigen Begegniße, die ihm zugestoßen seyn sollen. Wenn der Mann, dachte ich, keine freudigen Empfindungen gehabt hätte, als diejenigen, die in den Stunden, wo er seinen Emil und seine Julie entwarf und ausarbeitete, sein Herz durchströmt haben müßen, so sollte er nicht so über unglückliche Schicksale seines Lebens jammern.

Aber nicht jeder Schriftsteller ist, wie Rousseau, berechtiget, zu erwarten, daß das Publikum an den Produkten seines Geistes eben so viel Vergnügen finden werde, als er bey ihrer Erzeugung empfunden hatte. Sonst müßte auch jeder Vater berechtiget seyn, zu erwarten, daß seine Kinder in jedermanns Augen eben so liebenswürdig seyn werden, als sie es in den seinen sind. Nichts ist ja natürlicher, als die Voraussetzung, daß ein Schriftsteller das Buch, welches er drucken läßt, der öffentlichen Bekanntmachung wür-

dig halte. Aber nichts wäre übereilter, als der Schluß, daß es darum auch den Beyfall der Kenner verdiene. Die richtigste Probe, die so wenige von den Schriften unserer Tage aushalten, dürfte wohl diese seyn: Ob ein Mann von Geschmack und Kenntnißen sie mit Vergnügen zum zweiten und drittenmal lese. Einmal sie zu lesen, dazu kann die Neugierde schon Beweggrund genug seyn; oder auch der Name des Verfaßers, von dem man etwas beßeres erwartete und der auch etwas beßeres hätte leisten können, wenn er, anstatt viel zu schreiben, mit mehr Ueberlegung und Achtung für das Publikum geschrieben; wenn er mehr auf die Dauer, als auf die Ausbreitung seines Einflußes gesehen hätte.

Aber, wird man sagen, viel auf einmal und in kurzer Zeit wirken, ist ja eben so viel werth, als wenn man langsamer, aber dann auch desto länger wirket. — Ja, wenn nur nicht sehr natürlich zu vermuthen wäre, daß die Schriften, deren Wirkungskraft auf kurze Zeit eingeschränkt ist, eben deswegen auch mehr auszurichten scheinen, als sie wirklich ausrichten. Meistens ist es nicht sowohl ihr Inhalt, als der Name ihrer Verfaßer, was ihnen so viele Leser verschafft; und in diesem Fall können sie eben sowohl schädlich, als nützlich seyn. Denn wer ein Buch bloß deswegen

begierig liest, weil es der Mann geschrieben hat, der kann durch seinen unrichtigen Inhalt eben so leicht irre geführt werden, als er vielleicht, wenn der Inhalt wahr und nüzlich wäre, dadurch belehrt und gebessert werden könnte.

Noch einen Punkt erlaube man mir, in dieser Rhapsodie zu berühren: Ob es ein richtiger Maaßstab sey, die Quantität der Kenntniße und die Zahl gelehrter Leute an einem Ort nach den Schriftstellern, die sich daselbst finden, zu beurtheilen? — Mich dünkt, bey dem gegenwärtigen Zustand der Autorschaft würde der Maaßstab sehr trügen. Denn wahrlich, so wie die meisten Bücher, die herauskommen, beschaffen sind; kann mancher nur mittelmäßige Kopf ohne unbescheidene Anmaßung sagen: Dergleichen könnt' ich auch machen; und mancher gute Kopf wird sagen: So etwas würde ich auch machen, wenn es mir nicht mein Gefühl und die Achtung für das Publikum untersagte.

Alles bisherige hat gewiß nicht die Absicht, den ehrwürdigen Beruf der Schriftsteller verächtlich zu machen; wenn auch eine solche Absicht von einem nichtsbedeutenden Blatt, wie dieses ist, vermuthet werden könnte. — Mögen sie uns nur öfter ihrer schriftlichen Belehrungen würdigen, die durch Talente, und

Kenntniße und Geschmack dazu berufene Männer. Aber wer kanns einem denkenden Leser übel nehmen, wenn er sich über den immer weiter einreißenden Mißbrauch eines edeln Geschäftes ärgert? Freylich kann er sie ungelesen lassen, die elenden Geburten geistloser Köpfe, aber sie finden doch immer ihre Leser, und vermehren die Anzahl falscher Begriffe, die Geschmacklosigkeit und Gleichgültigkeit gegen dasjenige, was in der That wissenswürdig ist. — Man frage nur nach, welche Bücher am häufigsten gelesen werden, und man wird finden, daß es gerade diejenigen sind, deren Verfasser durch ihren seichten, wortreichen und Realienleeren Inhalt für die Bequemlichkeit der gedankenlosen Leser, deren Anzahl immer die größte ist, gesorgt haben.

Fast scheint es auch bey der Vergleichung der guten, mit den mittelmäßigen und schlechten Schriften, die von Zeit zu Zeit erscheinen, als wenn die fähigen Köpfe sich der unberufenen Menge ihrer unächten Zunftgenossen schämten. Der edelste Beruf kann verächtlich werden, wenn er mit vielen schlechten Leuten übersezt wird. Das Schriftsteller-Handwerk, — denn dazu ist es heruntergekommen, — ist als Handwerk eines der leichtesten, und darum für so viele anlockend; so lange es leicht zu befriedigende Leute giebt, bey denen auch noch so schlechte Waare Abgang findet.

Bako sagt zwar: Ein gut geschriebenes Buch sey, wie Moses in eine Schlange verwandelter Stab, der die Schlangen der Zauberer verschlang; aber die schlechten Bücher finden noch zu viele Liebhaber, die sie in Schuz nehmen, als daß die wenigen guten sie verdrängen könnten.

Ueber die Lektur.

Von der guten Seite derselben läßt sich viel Schönes sagen, das wir hier nicht wiederholen wollen; aber sie hat auch, wie alles in der Unterwelt, eine sehr schlimme — wenn sie mißbraucht wird. — Mißbrauch ist's freylich auch, was ich meyne; aber vermuthlich nicht von der Art, die die meisten bey diesem Wort meynen mögen. Ich verstehe es so, daß auch, wenn von guten Büchern und guten Absichten die Rede ist, des Lesens zu viel seyn und die Lektur dadurch schädlich werden könne. In gewißem Verstand ist sie unstreitig ein Mittel, weiter in der Erkenntniß zu kommen; aber eben so gewiß kann sie auch ein Hinderniß derselben werden. Die Leichtigkeit, womit man sich jezt viele Bücher verschaffen kann, hat auf Seiten der Leser in Ansehung der Ausbildung

und des Gebrauchs ihrer Seelenkräfte einen eben so nachtheiligen Einfluß, als auf Seiten der Schriftsteller in Absicht auf die Sorgfalt, die sie auf die Ausarbeitung ihrer Werke verwenden. Sollte ich mich irren, wenn ich in dem gegenseitigen Zustand der Sachen einen Grund zu finden glaube von dem immer noch unläugbaren Vorzug, den die alten Schriftsteller vor den meisten neuern wenigstens in der Manier und Art des Vortrags voraushaben? Damals als die Anschaffung der Bücher, die man nur in Abschriften haben konnte, noch mit viel größeren Schwierigkeiten und Unkosten begleitet war; konnte nur ihr innerer Werth ihren Verfassern Hoffnung machen, sie in der Leuten Hände zu bringen. Und da sie sich noch dabey zum voraus vorstellen mußten, ihre meisten Leser und Beurtheiler würden von dem aufgeklärtern Theil des Volks seyn; so war dieser doppelte Umstand für den Schriftsteller ein Beweggrund, seinem Werk alle ihm mögliche Vollkommenheit zu geben. Ein Beweggrund, der jezt nicht mehr seine ganze Wirkung thun kann, da der, wenigstens vergleichungsweise, wohlfeilere Weg, Bücher zu haben, den Verfassern mehr Hoffnung läßt, ihre Waare anzubringen, und sich unter der großen Menge von Lesern wahrscheinlicher Weise immer einige finden werden, die auch den

noch so mittelmäßigen Schriftsteller durch ihren an sich freylich nicht viel bedeutenden Beyfall über den Tadel der strengern Richter trösten. Welches von beyden alsdann am besten gegründet sey, dieser Tadel oder jener Beyfall, darüber kann ja dem Schriftsteller seine Eigenliebe, die ohnedem gemeiniglich viel Antheil an der ganzen Sache hat, leicht eine für ihn beruhigende Antwort geben. Vermuthlich ist's auch dieser tröstliche Zustand der Dinge, dem wir es größtentheils zu danken haben, daß immer in so zahlreicher Menge Bücher zum Vorschein kommen, von denen es sonst schwer zu begreifen ist, wie der Autor es über's Herz bringen konnte, sie zu schreiben, und sich ein Verleger fand, der ihre Publikation zu übernehmen wagte. — Vielleicht, um hier wieder nach meinem angegebenen Hauptgegenstand umzukehren, vielleicht hat die zu weit getriebene Zudringlichkeit mancher unberufenen Bücherschreiber den glücklichen Erfolg, daß die endlich allzu auffallend betrogenen Leser wieder einmal anfangen, über manche Dinge, worüber sie sich allzugutwillig von andern unterrichten ließen, ihren eigenen Verstand zu Rath zu ziehen, dem sie es ohne zu weit getriebene Eigenliebe noch wohl zutrauen dürfen, daß er sie so gut unterrichten werde, als mancher von den Führern, denen sie sich zu treuherzig

überließen. Rousseau, wenn ich mich recht erinnere, sagt irgendwo: Je mehr Bücher, desto weniger Weisheit. So paradox die Behauptung dem ersten Anblick nach aussieht, so mögte doch wenigstens so viel Wahrheit darin liegen, als in seinen meisten übrigen Behauptungen, die bey näherer Untersuchung der Sache lange nicht so wunderlich sind, als sie bisweilen lauten. Schon die allzuviele Zeit, die manche aufs Bücherlesen wenden, wenn sie auch in guter Absicht und auf gute Bücher verwendet wird, ist zum Theil verloren für die eigene Bearbeitung und Ausbildung des Geistes; wenigstens ist sie es gewiß alsdann, wenn nicht eigenes Denken die Lektür begleitet, wenn der Leser sich der Führung seines Autors zu gutwillig überläßt, und in folgsamem Vertrauen auf desselben richtigere Einsichten und gründlichere Kenntniße die Dinge für das nimmt, wofür er sie ausgiebt. Weisheit ist nicht Gelehrtheit und viel Wissen macht den Menschen nicht gescheid; so wenig als vieles Essen ihn gesund und stark macht, wenn er die genossenen Speisen nicht verdauet. Und das kann gerade derjenige nicht, der zu viel ißt. In so fern die Bestimmung des Menschen, besonders auch in der Ausbildung und Entwicklung seiner Geisteskräfte besteht, kann es wahrlich nicht sowohl auf eine

zusammengehäufte Menge von Kenntnißen, die oft eben durch ihre Anzahl und dadurch verursachte Unordnung unbrauchbar werden, als vielmehr darauf ankommen, daß der Verstand geübt werde und durch die Uebung die Fähigkeit erlange, die nöthigen und nüzlichen Kenntniße nicht immer nur von andern zu entlehnen, sondern durch eigenes Nachdenken zu erwerben, und aus eigener Einsicht, nicht blos wie andere es ihm vorsprechen, von den Dingen zu urtheilen. Schwerlich wird zu dieser Fähigkeit derjenige gelangen, der durch allzuhäufiges Lesen es sich zu sehr angewöhnt, von andern sich sagen zu lassen, wofür man die Dinge ansehen müße. Wie einer, der immer an der Seite eines Wegweisers nach einem Ort hingegangen ist, den Weg, der dahin führt, nicht leicht so bemerkt hat, daß er ihn nun selbst finden könnte. Es ist außer dem nichts ungewöhnliches, daß Schriftsteller über einerley Gegenstand verschiedener Meynung sind, oder wenigstens sich verschieden darüber ausdrücken; welches bey Lesern, die sich nicht Zeit zum eigenen Denken nehmen, ungefehr aufs gleiche hinaus kommt. Dann ist der natürliche Erfolg einer zu häufigen Lektur von dieser Art eine neblichte Ungewißheit in Dingen, worüber man gar wohl zur Gewißheit hätte kommen können; eine Unentschlossen-

heit im Urtheilen, die ihren unvermeidlichen Einfluß auf den Charakter, die Gesinnungen und Grundsäze hat. Wer einmal, um irgend ein Biblisches Buch besser zu verstehen, einige Kommentatoren darüber zu Rath gezogen hat, wird aus der Erfahrung wissen, was ich hier sagen will. — Es wäre also um dieser und ähnlicher Gründe willen für den Fortgang der wahren Weisheit unter den Menschen wohl zu wünschen, daß sie das an sich brauchbare Hülfsmittel der Lektur nicht durch einen unmäßigen Gebrauch zu einem Hinderniß in der Erreichung des Endzweks machen mögten, den sie vermuthlich eben durch dieses Mittel zu erlangen suchen. Ich weiß übrigens wohl, daß es manchmal hier, wie an einer reichbesezten Tafel, etwas schwer wird, sich durch die Menge der Speisen nicht zur Unmäßigkeit verleiten zu lassen. Aber, wie ich schon gesagt habe, bey Leuten von etwas delikaterm Geschmak sorgen öfters die Köche dafür, daß dieses nicht so leicht geschehe.

Ueber Unterricht und Erziehung.

Jüngst las' ich in Düklos Betrachtungen über die Sitten der gegenwärtigen Zeit folgende Bemerkung: „Man findet bey uns viel Unterricht, aber wenig Erziehung." — Ein herrlicher Text, dachte ich, zu einer pädagogischen Predigt, die, wenn sie auch so wenig ungesagtes, als irgend eine andere Predigt, enthielte, doch gewiß sehr wissenswürdige und nüzliche Wahrheiten enthalten könnte. Wenn ich sie halten, und ganz nach der ehmals üblichen Prediger-Methode einrichten müßte; so nähm' ich zum Eingang die Worte eines andern Schriftstellers, welcher sagt: „Nicht was sondern wie's die Jugend lernt, ist das Hauptwerk bey der Erziehung." — Hier ist nun freylich der Ort nicht, zu predigen; aber auch in einer andern Form werden richtige und nüzliche Bemerkungen nicht aufhören, es zu seyn.

Unterricht ist ein Theil der Erziehung in einer allgemeinern Bedeutung dieses Worts. Aber da er in meinem Text derselben entgegen gesezt oder wenigstens als davon trennbar angesehen wird, so muß die leztere in einem etwas eingeschränktern Sinn genommen, und, wie mich dünkt, darunter verstanden wer-

den die Bildung und Uebung der menschlichen Kräfte, wodurch sie zur Erfüllung ihrer Bestimmung geschikt und brauchbar werden: Dann besteht der Unterricht, in so fern er ohne jene ist, oder seyn kann, in der Bemühung, jungen Leuten gewisse Kenntnisse blos beyzubringen, ohne daß sie zugleich in den Stand gesezt werden, nun gleich oder später ähnliche Kenntnisse auf eine ähnliche Art selbst zu erwerben. Wer blos nach dem Schein zu urtheilen gewohnt ist, kann sich bereden lassen, die Würkungen eines solchen Unterrichts den Würkungen der eigentlichen Erziehung gleich zu schäzen; um so viel mehr, da jene schon früh mehr, als diese, in die Augen fallen. Leichter ist's freylich allemal, damit zu paradieren, und ein fertiges Gedächtniß ist oft der einzige Grund von dem ganzen sehr scheinbaren, aber wahrlich nicht viel bedeutenden Wesen. Väter und Lehrer, die sich's bequem machen, und mit dem Erfolg ihrer Arbeiten lieber glänzen, als Nuzen stiften wollen, machen einen solchen von der Erziehung getrennten Unterricht zu ihrem Hauptgeschäft. Und darum ist auch Düklos Bemerkung überall wahr.

Aber immer mag man den, der ein beträchliches Vermögen geerbt oder geschenkt bekommen hat, für glüklicher halten, als einen andern, der weniger be-

sizt, aber dabey im Stand ist, sich, wenn er's nöthig hat, eben so viel, oder wenigstens genug zu erwerben: immer mag man so denken; darum weil vielleicht die meisten so denken, ist dieses Urtheil doch nicht wahr, und wird schwerlich von jemand, der den Werth der Dinge richtig zu bestimmen weiß, gebilliget werden. Ohne indessen mit denen zu streiten, die, so lang von jedem besonders die Rede ist, bald diesem, bald jenem den Vorzug geben dörften; mögt ich lieber zu ihnen sagen: Ihr könnt, wenn's euch darum zu thun ist, beyde Recht haben, wenn ihr nur Dinge, die eigentlich niemals getrennt seyn sollten, beysammen lassen wollt. Es mag allerdings eine hübsche Sache seyn, um einen reichen Vorrath mannigfaltiger Kenntnisse. Aber wenn von ihrem Vortheil für den Besizer selbst die Rede ist, so können sie ihm doch nur alsdann nüzlich seyn, wenn er sie gehörig zu brauchen weiß: welches dann zulezt nicht viel anders sagen will, als: wenn er im Stand ist, sich dieselben allenfals selbst zu erwerben.

Freylich ist's auch für den verständigsten Kaufmann ein Mittel des schnellern Fortkommens, wenn er schon einigen Fond zum Anfang seines Handels mitbringt. Aber mancher ist doch auch reich worden, der mit so viel als nichts angefangen; indessen andere mit gros-

fen Summen wenig ausgerichtet haben. Da lag's doch gewiß auch oft an der Geschiklichkeit oder Ungeschiklichkeit, womit man die Sache angreift. Warum gab es immer und giebt es noch Leute, die ungemein viel mehr wissen als andere, denen sie doch, wenn von Verstand und Weisheit und Brauchbarkeit die Rede ist, sehr weit nachstehen müßen? — Sie waren unterrichtet worden von todten und lebenden Lehrern; aber an Erziehung, das heißt, an Bildung ihrer Geistes-Kräfte hat es ihnen gemangelt. Sie hatten Reichthümer geerbt; aber vielleicht eben darum nicht durch eigene Erwerbung die Seelen-Kräfte geübt, die zum rechten Gebrauch dessen, was man hat, eben so nöthig sind als wenn man sich erst ein Vermögen gewinnen müßte.

Wer nun erst noch fragen wollte: wie denn eigentlich Unterricht und Erziehung mit einander verbunden werden müßen; dem würd ich antworten: Auf die Art des Unterrichts komme hier alles an, um ihn zur eigentlichsten Bildung der Geistes-Kräfte zu machen. Warum sollten Vermehrung der Kenntnisse und Wachsthum in der Geschiklichkeit, dergleichen selbst zu erwerben, nicht ungefähr in gleichen Schritten gehen, oder wenigstens mit einander befördert werden können? Wenn's geschieht, und jene

dann in der Lage, worein man in der Folge kommen kann, zum Theil unbrauchbar werden, so bleibt doch diese gewiß: und wenn sie an eine Art von Kenntnissen gehörig geübt worden ist; so wird sie sich nun auch bey jeder andern, wenigstens bey jeder ähnlichen Art von Gegenständen auf eine vortheilhafte Weise äußern können.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wird unter anderm die Erlernung fremder Sprachen in der Jugend einem jeden sachverständigen Beurtheiler wichtig vorkommen. Immer mag der Jüngling und Mann einmal bey seinem erwählten Beruf, wo er's nicht brauchen kann, sein Latein wieder vergessen, welches er als Knab in der Schule gelernt hatte. Wenn er, da ers lernte, nicht blos darinn unterrichtet, sondern zugleich dadurch gebildet worden ist, so soll ihm die Zeit und Mühe, die er darauf gewendet hat, reichlich genug vergolten werden. Und die Schule, die er durchlaufen hat, mag immer die lateinische geheißen haben; die Kenntniß und Geschiklichkeit seiner Lehrer in der Erziehungskunst hat sie zu einer vortreflichen Real-Schule für ihn machen können. Auf Namen kommt's hier wahrlich so wenig an, als sonst irgendwo: und blos dadurch, daß sogenannte Realien die Gegenstände der Unterweisung sind, ist

der leidige Psittacismus eben so wenig schon aus dem Unterricht verbannt; als man sich beim Sprachenlernen nothwendig blos auf die Kultur des Gedächtnisses einschränken muß. Noch einmal, Sprachen-Erlernung, auch ohne Rüksicht auf ihren nächsten und eigentlichsten Nuzen, gehört gewiß unter die besten Hülfsmittel zur Bildung der Geisteskräfte; besonders wenn zwo Sprachen, worunter immer eine die Muttersprache seyn mag, mit einander gelehret werden. Wie bieten sich da häufige Veranlassungen an, den Verstand zu prüfen und zu bilden, die Begriffe zu ordnen und aufzuklären, die Beurtheilungskraft zu stärken, den Wiz zu schärfen, das Unterscheidungsvermögen zu üben, den Beobachtungsgeist zu reizen und zu beschäftigen! Selbst beym Gedächtniß kann, wenn Sprachen gelehret werden, ein grösserer Vortheil statt finden, als gemeiniglich erreicht wird. Nicht das mechanische Gedächtniß allein, welches Worte in einer gewissen Ordnung behält und in eben derselben Ordnung sich wieder daran erinnert, kann geübt und gestärkt werden; sondern auch das raisonnierende Gedächtniß, welches sich die Idee von der Bedeutung eines Worts erneuert durch die beurtheilende Vergleichung desselben mit dem Stammwort, von dem es abgeleitet wird.

Wohl dem künftigen Bürger, dem es in seiner Kindheit und Jugend so gut wird, Dinge, die er vielleicht einmal in seinem Stand und Beruf nicht eben mehr braucht, wenigstens so zu lernen, daß er durch die Art, wie er sie lernet, ein verständiger und brauchbarer Mann werden muß, dem einst sein geübter und gebildeter Geist in allen Angelegenheiten aushilft, wo unverdaute Büchergelehrsamkeit und Gedächtnißwissenschaft, bestehe sie nun in Verbalien oder Realien, den unbehülflichen Vielwisser steken lassen.

Stellen aus dem Tag=Buch eines öffentlichen Schul=Lehrers.

Dienstag den 15. May 178 —

Di majorum umbris tenuem, et sine pondere terram,
Spirantesque crocos, et in urna perpetuum ver,
Qui præceptorem sancte voluere parentis
Esse loco. Juvenal.

O möchten euch, der Väter Schatten!
Im lokern Erdreich sanfte Ruh, die Götter,

Und Saffranduft, und stete Frühlingsblumen,
In eure Urnen geben, Euch, die ihr geboten habt,
An Vaterstatt die Lehrer zu verehren.

Bahrdt.

Diese Stelle aus dem alten geistreichen Satyriker fiel mir heute bey, als ich Gelegenheit hatte, an zween von meinen Schülern, die einander sonst an Talenten ziemlich gleich sind, den Unterschied zu bemerken in Ansehung des mehrern oder mindern Erfolgs, den des Lehrers Bemühungen bey seinen Untergebenen haben, je nachdem er darinn durch die häusliche Erziehung der Eltern unterstüzt wird oder nicht. Und von wem sollte er wohl eher Unterstüzung und einmüthige Mitwirkung zu erwarten haben, als von denen, die natürlicher Weise am eifrigsten wünschen sollten, daß es ihm gelingen möge, durch seine Bemühungen etwas auszurichten. Freylich gehört dazu noch etwas mehr, als bloßer guter Wille; aber desto schlimmer, wenn es auch sogar hieran mangelt, wenn dem Lehrer, anstatt harmonisch mit ihm zu wirken, noch selbst entgegen gearbeitet wird. Es könnte doch in dem Unterricht und in der Bildung junger Leute um so viel mehr ausgerichtet werden, wenn diejenigen, zu denen sie billig das größte Zutrauen haben sollen, und meistens auch wirklich haben, sie bey allen Gele-

genheiten zu befestigen suchten in der Folgsamkeit, die sie ihren Lehrern schuldig sind, in der Werthschäzung ihrer Unterweisungen und in der Ueberzeugung von der Nuzbarkeit der Kenntnisse, wozu ihnen dieselben behülflich seyn können. Das übereinstimmende Urtheil der verständigern und erfahrneren thut unfehlbar seine Wirkung auf junge Gemüther; aber eben so unausbleiblich ist gewiß auch der nachtheilige Erfolg davon, wenn Personen, deren Ansehen etwas bey ihnen gilt, geringschäzig mit ihnen oder in ihrer Gegenwart von Dingen sprechen, denen sie aus Mangel eigner Kenntniß ihres Werthes oder um der damit verbundenen Schwierigkeiten willen, ohne dem etwas abgeneigt sind. Man giebt ja immer am liebsten denen recht, die in ihrem Urtheil über Personen und Sachen mit unsern vorgefaßten Meinungen übereinstimmen. Wie kann ich's dem Schüler verdenken, wenn er aller meiner Anpreisungen und Aufmunterungen ungeachtet keine rechte Lust zu einem Geschäft bezeugt, von dem er vielleicht seinen Vater schon öfters, als von einer für ihn unnöthigen und leichtentbehrlichen, oder gar verächtlichen Bemühung hat sprechen hören? Aber wie gesagt, der blosse gute Wille, mit dem Lehrer übereinstimmend mitzuwürken, ist dazu noch nicht ganz hinreichend.

Die gemeinschaftliche Erreichung Eines Endzweks sezt auch eine gemeinschaftliche Verabredung der Mittel voraus, wodurch er erreicht werden muß. Ohne diese kann man oft, bey dem beßten Vorsaz, einander eben so entgegen arbeiten, als wenn man es sich wirklich vorgenommen hätte, es zu thun. Ich sehe kein anderes Mittel, dieses zu vermeiden, und jenes zu befördern, als wenn Väter sich Mühe geben, die Schul-Einrichtung und das Betragen ihrer Knaben darin, wie es ist und wie es seyn soll, durch öftere Besuche und Erkundigung bey den Lehrern genau kennen zu lernen; und dann diesen ihre Arbeit und den Erfolg derselben dadurch zu erleichtern sich angelegen seyn lassen, daß sie ihre Kinder anhalten: An Vaterstatt die Lehrer zu verehren.

Montag den 21. May.

Heut war über den kleinen Pseudolus die wiederholte Klage von Haus aus eingeloffen; er habe über seine Aufführung in der vorigen Woche, und über seinen diesmaligen Rang in der Schule die Unwahrheit berichtet, als er von seinen Eltern darüber befragt wurde. — Ohne ihn zu entschuldigen, möcht' ich beynahe sagen: Man habe ihm Anlaß dazu gegeben. Ist's nicht unnatürlich, von Kindern zu verlangen, daß sie ihre eigenen Ankläger seyn sollen? Und werden

sie sich wohl dazu verstehen, wenn sie bey dem Bekenntniß der Wahrheit Strafe zu erwarten haben: vielleicht noch dazu eine mit dem in der Schule begangenen Fehler nicht proportionierte Strafe. Wirklich, Verwahrung vor dem Laster, sorgfältige Entfernung aller Veranlaßungen dazu, ist das bessere Mittel, die junge Seele rein davon zu erhalten, oder wenn sie bereits angesteckt ist, davon zu entwöhnen. Warum wollen sich die Eltern nicht lieber bey dem Lehrer erkundigen lassen? Von Zeit zu Zeit müßen sie es doch thun, wenn sie hinter die Wahrheit kommen wollen. Und wenn der kleine Lügner nur wieder einmal unentdeckt bleibt; so giebt ihm das schon Hoffnung, das nächste mal wieder mit einer Unwahrheit durchzukommen. Jeder Fall, wo es ihm gelingt, ist für ihn eine neue Versuchung in den vorigen Fehler zu fallen.

Samstag den 26 May.

Tägliche Erfahrungen überzeugen mich, wie sehr sich ein Lehrer vor einer Art von Ungerechtigkeit in Acht zu nehmen Ursache habe, wozu es bey seinem Beruf häufige Versuchungen giebt, und die darin besteht, daß man geneigt ist, sich mit vorzüglich fähigen und lernbegierigen Schülern zum Nachtheil anderer besonders abzugeben, die viel weniger Talente und Lust zum Lernen haben. Die Neigung lenkt sich gar

zu gern dahin, wo sie am leichtesten und angenehmsten befriediget wird. Aber Ungerechtigkeit wär es darum nichts desto weniger, dieser verführerischen Neigung zu folgen. Ich muß und will, um mich nicht von ihr verführen zu lassen, nur öfters daran denken: daß ja eben die weniger fähigen und fleißigen Schüler meine Hülfe und Aufmunterung um so viel nöthiger haben; daß es keine Kunst ist, einem guten Kopf Kenntnisse beyzubringen oder ein muthiges Pferd im Lauf zu erhalten; daß ich vielleicht das wahre Talent von manchem, der mir sehr mittelmäßig vorkommt, nur noch nicht entdekt, oder das rechte Mittel noch nicht gebraucht habe, wodurch der Funke der Lernbegierde in ihm angefacht werden kann; und daß meines Berufes eigentliche Absicht nicht seyn darf, mit dem in die Augen fallenden Erfolg meiner Arbeiten zu prahlen, oder schon Früchte einzuerndten, sondern Saamen für die Zukunft auszustreuen.

Mittwochs den 30. May —

Eine Anekdote von Heinrich dem Vierten, König in Frankreich, die mich, da ich sie unlängst zum erstenmal las, außerordentlich freute, verdienet in das Tag-Buch eines Kinder-Freunds, wie ja billig jeder Lehrer seyn soll, eingetragen zu werden. — „Dieser große und gute König kroch' einst auf allen vieren im Zim-

mer herum, mit seinem Prinzen Ludwig 13, der noch ein Kind war, auf seinem Rüken sizend. Auf einmal trat ein fremder Gesandter ins Zimmer. Ohne sich irre machen zu lassen, fragte ihn der König: Herr Ambassador, haben Sie Kinder? Ja, Ihro Majestät, war die Antwort. Gut, sagte Heinrich, wenn das ist, so kann ich wohl meinen Ritt im Zimmer herum vollenden." Welch Gefühl für häusliche Glükseligkeit! Wie ist diese Neigung, an Kinder-Freude Theil zu nehmen, und sie zu befördern, ein rührender Beweis auch hier, wie sie es immer ist, von dem schönen guten Herzen des Monarchen! und das edle Zutrauen über eine Sache, die manchem lächerlich vorkommen würde, Beyfall bey einem Mann zu finden, dessen Vater-Würde Empfindungen, die mit des Königlichen Vaters seinen sympathisiren würden, bey ihm erwarten lies! — Und Heinrich hatte doch wohl auch seine wichtigen Geschäfte, und allenfalls Gelegenheit zu andern Arten von Belustigungen. Ich wollte, daß ein Gemälde von dem Auftritt in jeder Kinder-Stube hienge, wo der meistens schlechten Aufsicht des Gesindes überlassen, die guten Kleinen verbannet leben aus den Augen ihrer Väter und Mütter; die freylich ununterbrochen wichtigere Geschäfte zu besorgen haben,

als Kinder zu erziehen, und sich die Zeit mit edlern Vergnügungen zu vertreiben wissen, als ihnen die Theilnehmung an den kindischen Freuden der Kleinen verschaffen könnte. — Zum Pendant könnte man allenfalls den Lacedämonischen König Agesilaus nehmen, in Kompagnie mit seinen Jungens auf dem Steckenpferd reitend.

Freytag den 2. Junius.

Ganz unrecht hatte der Mann freylich nicht, der gesagt haben soll: „Der Schullehrer-Stand müßte für jeden Menschenfreund der erwünschteste seyn, wenn man nur nicht eine Sache zweymal sagen müßte.„ Auch ist's schon eine alte Klage, die mein im Anfang genannter Satyriker bereits geführt hat: Occidit miseros crambe repetita magistros.

Indessen kann auch diese Klage, wie die meisten andern, die über diesen Stand geführt werden, übertrieben seyn. Es kommt darauf an, wie man's angreift, um auch in dieses Einerley, wofür es ein Kopf ohne Beobachtungs-Geist ansieht, Abwechslung und Mannigfaltigkeit zu bringen. Unterhaltend ist es doch auch für einen beobachtenden Lehrer, zu bemerken, wie einerley Arbeit von verschiedenen Schülern verrichtet wird; wie jeder den gleichen Gegenstand aus seinem eigenen Gesichtspunkt ansieht; jeder den gleichen

Haupt-Gedanken verschieden auffaßt; dieser von natürlichem Menschen-Sinn und Gefühl geleitet den vom Lehrer selbst angegebenen Ausdruck z. Ex. im Uebersezen, verbessert; jener durch die Art, wie er ihn mißverstand, verräth, woran es ihm hauptsächlich mangelt und den Lehrer veranlaßt, der Ursache des Mißverstandes oder Mangels nachzuforschen, u. s. w. Bemerkungen und Gelegenheiten zu Beobachtungen, die alle wegfallen würden, wenn die gleiche Lektion nur einmal vorkäme, oder, wie es mein Lateiner nennt, das gleiche Gericht nur einmal aufgetischt würde. Das gilt auch von der Verschiedenheit der Empfindungen und ihrer Aeusserung; deren Bemerkung nur dann für die Kenntniß des Herzens und seiner Neigungen lehrreich seyn kann, wenn sie von einerley Haupt-Gegenstand erwekt werden. Und wie die Begriffe in dem jugendlichen Gehirn zusammen hangen, wie durch die gleiche Idee in verschiedenen Köpfen so ganz verschiedene Vorstellungen erwekt werden; auch das kann man nur bey wiederholter Beschäftigung mehrerer Schüler mit ebenderselben Sache wahrnehmen.

Ein Gespräch zwischen einem Lehrer und Schüler.

Lehrer. Ich seh' es dir an der Miene an, lieber Friz, daß du meinen Verweis nicht verdient zu haben glaubst. Nicht wahr?

Schüler. Einmal, wenn ich's sagen dürfte —

L. Du darfst alles sagen, was du glaubst, zu deiner Rechtfertigung anführen zu können. Rechthaberey leid' ich freylich nicht, weil das ein Fehler ist, der darin besteht, daß einer, ohne vernünftige Gründe anzuführen, aus bloßem Eigensinn immer recht haben will, wo er doch selbst weiß, daß er unrecht hat. Aber sich rechtfertigen mit guten Gründen, oder die er wenigstens für gut ansieht, das darf ein jeder; und je freymüthiger er's thut, wenn seine Freymüthigkeit mit Bescheidenheit begleitet ist, desto lieber ist es mir.

Sch. Aber wenn ich nun schon etwas zu meiner Entschuldigung sagen könnte, so würd' es doch nicht viel gelten. Denn ich bin Ihnen nun einmal ungehorsam gewesen, und habe wenigstens darin gefehlt, daß ich etwas that, was Sie schon oft verboten haben.

L. Weil du aber doch über meinen Verweis unzufrieden scheinst, so mußt du denken, ich habe euch etwas verboten, was ich euch wohl erlauben könnte. Und schau, ich möchte nicht, daß auch nur einer von euch so von mir dächte. Gehorsam muß ich freylich von euch allen fodern, weil ich sonst mein Amt, als Lehrer, nicht gegen euch erfüllen könnte. Aber es wäre mir nicht lieb, wenn ihr von mir glaubtet, ich verbiete euch irgend etwas, das an sich gar wohl erlaubt sey. — Laß mich dann hören, warum du den Verweis, den ich dir eben gab, nicht verdient zu haben glaubst. Denn als bloßer Ungehorsam gegen mein Verbot ist das, was du gethan hast, nur dann sträflich, wenn ich recht gehabt habe, es zu verbieten. Ob das nun so sey, das wird sich zeigen, wenn du freymüthig sagst, was du meinst zu deiner Rechtfertigung sagen zu können.

Sch. Ich dachte eben, ich habe ja nur meinem Kammeraden einen Gefallen erwiesen, daß ich ihm die Antwort auf Ihre Frage, die er nicht wußte, leise ins Ohr sagte, und das sey nichts böses, wenn man jemand einen Gefallen erweise.

L. Darinn hast du allerdings recht. Wenn ich ihm also jezt, da er, ungeachtet deiner Gefälligkeit, seine Lektion doch nicht konnte, ein Zeichen des Fleis-

ses aufschreibe, so wird ers wohl auch als einen Gefallen, den ich ihm erweise, ansehen. Meinst du nicht?

Sch. Ich kann freylich nicht anders denken.

L. Soll ich's also thun?

Sch. Ich für meinen Theil habe nichts dawider, und mag's wohl leiden. Aber ich denke, —

L. Was denkst du?

Sch. Die andern würden es nicht gern sehen.

L. Warum denn nur du, und die andern nicht? Haltest du dich allein für so gutmüthig?

Sch. Das eben nicht; aber weil ich schon mehr Zeichen des Fleißes habe, als er, so darf ich nicht fürchten, daß er um dieses einzigen willen über mich hinauf komme.

L. Also deinem Kammeraden, der zunächst unter dir sizt und so viel gute Zeichen hat als du; dem würdest du die Antwort nicht ins Ohr gesagt haben, dem würdest du den Gefallen, von dem wir reden, nicht eben sowohl gönnen. Und warum nicht?

Sch. Ich kann freylich nichts anders sagen, als weil ich dadurch um meinen Plaz kommen könnte.

L. Und das wäre dir nicht lieb, wie es scheint?

Sch. Ganz gewiß nicht.

L. Meinst du aber, daß deinen Kammeraden

weniger daran gelegen sey, ihren höhern Rang in der Klasse zu behalten?

Sch. Ich denke freylich, daß sie so wenig, als ich, gern herunter gesezt werden möchten.

L. Was du also einem deiner Kammeraden zu gefallen thun wolltest, das würden alle andern, die so gern oben bleiben, und die gern höher hinauf kommen wollen, als keine Gefälligkeit für sich angesehen haben. Was wäre denn nun eigentlich deine Gütigkeit gegen einen?

Sch. Ich begreiffe es nun wohl; nichts anders, als Ungerechtigkeit gegen mehrere andere.

L. Und meinst du nun noch, daß das, was du gethan hast, gelobt zu werden verdiene?

Sch. Das kann ich nun nach Ihrer Belehrung nicht mehr denken.

L. Und glaubest also jezt, ich habe recht daran gehabt, es zu verbieten?

Sch. Wie könnt' ich anders? Verzeihen Sie mir nur meinen Fehler.

L. Das will ich gern thun, besonders da ich von dir hoffen darf, du habest wenigstens bey der Begehung desselben keine boshafte Absicht gehabt.

Sch. Wie könnte ich das?

L. Möglich wäre es gar wohl; und wie es allen-

falls geschehen könnte, solltest du das wohl nicht errathen können? Du sagtest ja selbst, das, was du gethan, würde deinen andern Kammeraden mißfällig gewesen seyn, weil es ihnen hätte schaden können. Wenn du nun aber in der Absicht —

Sch. Ja so; nun versteh' ich Sie. Wenn ich dem einen geholfen hätte, um dem andern etwas zu leid zu thun, so hätte ich's aus boshafter Absicht gethan. Aber nein, Gottlob, so hab ich's nicht gemeint.

L. Das will ich auch hoffen, und gern von dir denken. Aber gefehlt hast du doch immer; und noch außer dem, wovon wir bisher geredet haben, gegen ein Gebot gefehlt, welches allein, wenn wir uns immer daran erinnerten, uns zur besten und sichersten Regel bey unserm Verhalten gegen unsere Nebenmenschen dienen könnte. Du mußt wohl auch schon davon gehört haben?

Sch. Nur fällt es mir jezt wenigstens nicht bey.

L. Vielleicht kann ich dich darauf bringen. Warum sähest du es nicht gern, wenn ein anderer deinen nächsten Mitschülern den Gefallen erwiese, den du einem, von welchem du nichts befürchtetest, erweisen wolltest?

Sch. Weil ich dadurch meinen Plaz verlieren könnte, welches mir nicht lieb wäre.

L. Und welches andere, wie du selbst sagtest, eben so ungern sähen, wenn es ihnen geschähe. Also hast du gegen deine Kammeraden gehandelt — —

Sch. Wie ich nicht wollte, daß sie es gegen mich machten. Nun erinnere ich mich der Regel, die Sie ohne Zweifel meinen. Jesus Christus hat sie uns gegeben; Alles was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr auch ihnen.

L. Wirklich, und wenn du nun dieser herrlichen Regel, die so leicht zu behalten und zu verstehen ist, immer folgest; wenn du allemal, so oft du gegen einen andern etwas thun willst, dich selbst fragest: Was würd' ich dazu sagen, wenn man es gegen mich thäte; würd' es mich freuen oder verdrießen? und dann denkst, wie es mir ist, so wird es wohl einem andern auch seyn: so wirst du schwerlich jemals etwas thun, weswegen man sich über dich zu beklagen hätte. — Was hast du nun aus unserer Unterredung gelernt?

Sch. Daß ich doppelt Unrecht hatte: Meine That für lobenswürdig, und Ihr Verbot, mein lieber Lehrer, für unbillig zu halten.

L. Und noch eine dritte Lehre könntest du dir daraus merken: Daß es für Schüler nicht gut ist, wenn sie über Verweise und Strafen, auch wenn sie ihnen unbillig scheinen, heimlich murren, anstatt

dasjenige, was sie davon denken, freymüthig und bescheiden ihrem Lehrer zu sagen; dem sie es doch, wie gute Kinder ihren Eltern zutrauen sollten, daß er allemal seine Ursachen dazu habe, wenn er ihnen etwas verbietet.

Sch. Mir soll es nun so leicht nicht wieder begegnen.

L. Es wird mir lieb seyn, um deinetwillen, und auch um meinetwillen.

Sch. Daß es für mich gut seyn werde, begreiffe ich nun ganz wohl; aber was es Ihnen machen könne, sehe ich nicht so recht ein.

L. Meinst du denn, es sey mir einerley, wofür ihr mich ansehet; oder es würde mir nicht ungemein lieb seyn, wenn ihr mich alle für euern guten, wohlmeinenden Freund erkenntet, der euch nichts untersagt, als was euch schädlich ist, euch gern alles erlaubt, was er euch ohne euern Schaden erlauben kann; der nur deswegen Gehorsam von euch fordert, weil er euch sonst nicht unterrichten, nicht geschikt und tugendhaft machen könnte? — O wenn ihr einmal alle das erkennen und glauben wolltet, wie angenehm würde dann unsere Arbeit seyn für uns, und wie gesegnet an euch! Der Gehorsam von einigen gutgearteten und folgsamen Schülern unter mehrern

ungezogenen kann uns jezt schon die Beschwerlichkeiten unsers Geschäfts so ungemein versüßen: wie angenehm müßte es erst seyn, wenn die Meisten gut und folgsam wären!

Von den Mitteln, sich Gehorsam zu verschaffen.

Ich nehme das Wort hier in seiner eigentlichen Bedeutung, und verstehe durch Gehorsam eine willige Unterwerfung unter die Vorschriften und Befehle eines andern. Nach dieser Erklärung wird man nicht erwarten, daß ich Zwang und Strafen auch zu den Mitteln zähle, wodurch man sich Gehorsam verschaffen kann. Sie mögen wohl bisweilen auch, wenigstens zum Ersaz besserer Hülfsmittel, nothwendig seyn, und in sofern ihre gute Wirkung thun, aber willige Folgsamkeit können sie, ihrer Natur nach, unmöglich hervorbringen. Es kann in gewissen Umständen, ohne Rüksicht auf die eigentliche Quelle des Gehorsams, nothwendig und nüzlich seyn, daß gewisse Befehle und Verordnungen befolgt werden; und wenn man es dann nicht durch die bessern Mittel, wovon hier die Rede seyn soll, dahin bringen kann, daß es mit

gutem Willen geschehe, so wird man es freylich, damit es nur überhaupt geschehe, durch irgend einige dazu dienliche Mittel zu erreichen suchen müssen. Hier soll von der in der Aufschrift angezeigten Sache besonders in sofern die Rede seyn, als sie für Erzieher, für Eltern und Lehrer, wichtig ist. Diesen kann und darf es, wenn sie ihr Geschäft verstehen, nicht blos darum zu thun seyn, daß ihre Befehle von Kindern und Schülern nur überhaupt, es mag dann mit Willen oder mit Unwillen geschehen, vollzogen werden. Der freywillige Gehorsam ist für den wahren Nuzen des Unterrichts, und noch mehr, in Absicht auf die eigentliche Erziehung, die Bildung des Herzens, viel zu wichtig, als daß man sich hier blos damit begnügen dürfte, die gegebenen Vorschriften nur überhaupt, ohne Rüksicht auf die Art wie es geschiehet, befolgt zu sehen. Aber eben der Einfluß des eigentlichen Gehorsams auf die moralische Bildung und die Erziehung überhaupt, macht jedem, der damit zu thun hat, die Frage überaus wichtig: Wie man es anfangen müße, um sich diesen eigentlichen, willigen Gehorsam von seinen Kindern oder Schülern zu verschaffen? — Schon die Beantwortung der Frage ist nicht leicht; und noch schwerer wird man in der Ausübung die gehörige Anwendung der Regeln finden, die hier beob-

achtet werden müssen. Indessen wird auch eine unvollständige Antwort, und eine unvollkommene Anwendung der hieher gehörigen Vorschriften immer noch besser seyn, als gänzliche Unwissenheit oder Nachlässigkeit in einer so wichtigen Sache.

Eins von den wirksamsten Mitteln, wodurch man sich freywilligen Gehorsam verschaffen kann, besteht wohl darinn, daß man denjenigen, von dem man ihn erwartet, zur eigenen Ueberzeugung von der innern, eigenthümlichen Güte der ihm gegebenen Vorschrift zu bringen suche. Wer einmal so weit gekommen ist, daß er die innerliche Schiklichkeit, Billigkeit und Rechtschaffenheit der Sache, die er thun soll, überzeugend einsehen gelernt hat; der wird sich bereitwillig dazu finden lassen; wenn anders nicht eine durch Vernachläßigung verursachte Unbiegsamkeit seines Herzens oder entgegen wirkende Hindernisse von Seite der herrschenden Sinnlichkeit ihn von der Befolgung dessen, was er für gut und billig erkennt, abhalten: wovon nachher die Rede seyn wird. Man sieht also schon hieraus, daß diejenigen Eltern oder Lehrer ihre Absicht, sich Gehorsam zu verschaffen, nicht wohl erreichen können, welche ihren Untergebenen keine andern Gründe, warum sie ihnen folgen sollen, an die Hand geben, als daß sie es nun einmal so haben wollen, daß es so seyn müsse, und weiter nach keiner an-

dern Ursache davon gefragt werden dürfe. Kinder und Schüler müßten sehr wenig auf das, was um sie her vorgeht, aufmerksam seyn, wenn sie nicht auch schon beobachteten, daß der bloße Wille auch älterer Personen, daß etwas geschehen müsse, die Rechtmässigkeit und Billigkeit dessen, was gefordert wird, nicht immer beweise. — Zwar wird es sich in der Folge zeigen, daß bey ihnen das Gutbefinden ihrer Vorgesezten manchmal den Mangel eigener Einsicht ersezen müsse; aber immer ist's doch nur Ersaz eines noch bessern Beweggrundes, den die eigne Kenntniß und Ueberzeugung von der innern Güte der gegebenen Vorschrift an die Hand giebt. — Aber wie man nun diese Einsicht und Ueberzeugung in noch jugendlichen Seelen hervorbringen soll? — Diese Frage wird man mir ohne Zweifel zuerst vorlegen. — Unstreitig können eigentliche wörtliche Unterweisungen und Vorstellungen das ihrige auch dazu beytragen, wenn sie recht angebracht und gehörig vorgetragen werden. Aber eben deswegen müßen es ja keine blos allgemeine, deklamatorische Ermahnungen ohne bestimmte Veranlaßung und Absicht seyn; sondern gelegenheitliche, auf einzelne Fälle gegründete Belehrungen, wobey das Kind und der Schüler weiß, *was* ihm, und *warum* es ihm gesagt wird. — Aber freylich, noch mehr als wört-

licher Unterricht wird derjenige ausrichten, der in wirklich vorkommenden Fällen practisch und durch die Erfahrung selbst gegeben wird. Ich will mich durch ein Beyspiel erklären: Die allgemeine Vorschrift andern so zu begegnen, wie man gern von ihnen behandelt seyn will, kann nach ihrer Rechtmäßigkeit und Billigkeit, durch noch so dringende mündliche Vorstellungen lange nicht so überzeugend eingesehen werden, als es dann geschehen wird, wenn man in einem wirklichen Fall an sich selbst erfährt, wie angenehm uns die Beobachtung dieser Vorschrift von andern, und wie empfindlich es uns ist, wenn sie nicht gegen uns beobachtet wird. Man wird die innere Güte der Vorschriften, welche uns Dankbarkeit, Dienstfertigkeit und andere gesellschaftliche Tugenden gebieten, nie richtiger einsehen und lebhafter fühlen, als wenn man selbst entweder durch ihre Ausübung gewinnt, oder unter ihrer Vernachläßigung leidet. Dies sind dann die Augenblike, wo eine auch nur kurze mündliche Belehrung darüber die stärkste Wirkung thun wird.

Indessen ist es freylich wahr, daß die eigene Einsicht in die innere Güte eines Gebots, besonders in dem jugendlichen Alter, nicht immer als ein Beförderungsmittel des Gehorsams statt finden kann: ent-

weder weil es an der zu dieser Einsicht nothwendigen Fassungskraft fehlet, oder weil die gegebene Vorschrift von einer solchen Beschaffenheit ist, daß sie jezt noch nicht ihrem eigenthümlichen innern Werth nach begreiflich gemacht werden kann. In diesem Fall muß man sich den Gehorsam durch ein anderes Mittel, welches aber auch mit jenem zugleich wirken kann, zu verschaffen suchen: und dieses ist die Ueberzeugung von der Güte und Wohlgesinntheit dessen, der die Vorschrift giebt. Man muß also das Zutrauen von demjenigen, den man zum Gehorsam bringen will, zu gewinnen suchen; muß es sich auf alle Weise angelegen seyn lassen, ihn dahin zu bringen, daß er sich gern unserer Leitung überlasse, weil er glaubt, daß wir es gut mit ihm meinen, und weil er unsere Vorschrift, nicht so wohl für einen Befehl, als vielmehr für einen guten Rath ansiehet, den wir ihm aus Freundschaft und Sorgfalt für seine Glükseligkeit geben. Es wird wohl nicht nöthig seyn, weitläufig zu sagen, was hiezu von Seite derer, die sich Gehorsam verschaffen wollen, für ein Betragen erfodert werde. Mürrische, unfreundliche Begegnung; eigensinnige, strenge Behandlung ist gewiß nicht das Mittel, sich Zutrauen zu erwerben; und am wenigsten wird man jemand bereden können, die ihm ge-

gebene Vorschrift für einen heilsamen Rath anzusehen, wenn man ihn in Umständen, wo es geschehen sollte, selbst nicht befolget. Die Macht des eigenen Beyspiels ist besonders hier auf beyden Seiten, zur Aufmunterung und Abschrekung sehr groß.

Ein drittes Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, ist endlich die erwekte Ueberzeugung und veranlaßte Erfahrung von dem überwiegenden Vortheil des Gehorsams. Aber auch diese Ueberzeugung ist nicht so wohl die Frucht wörtlicher Belehrungen, als eigener Erfahrungen. Zwar kann auch schon dasjenige, was wir an andern hievon wahrnehmen, vieles dazu beytragen; aber das eigene Gefühl muß doch einen ungleich stärkern Eindruk machen. Vortheile, die wir selbst aus unserm Gehorsam ziehen, werden natürlicher Weise die stärksten Bewegründe für uns seyn zur willigen Befolgung der Vorschriften, die uns so nüzlich gewesen sind; und was könnte uns wirksamer von ihrer Vernachläßigung zurükhalten, als wenn wir selbst durch die unglüklichen Folgen dieser vorsezlichen oder unbedachtsamen Vernachläßigung leiden müssen? — Hier werden dann auch Strafen ihre gute Wirkung thun, aber nur in sofern es natürliche Strafen sind, oder die willkürlichen diesen so viel möglich ähnlich gemacht werden, durch die genaueste

und schiklichste Beziehung auf die eigentliche Beschaffenheit und die bestimmte Art des Ungehorsams.

Von der Wahl der Lebensart mit Rüksicht auf das Herz.

Wem seine eigene oder seiner Kinder wahre und immerwährende Wohlfahrt am Herzen liegt, wird gewiß, wenn er für sich oder für sie eine Lebensart wählen soll, vorzüglich auch darauf sehen, daß der moralische Zustand des Herzens so wenig, als möglich, einiger wahrscheinlichen Gefahr der Verderbniß dabey ausgesezt werde. Es ist allerdings leichter, die Nothwendigkeit und Billigkeit einer solchen Rüksicht zu beweisen, als durch genaue Vorschriften zu bestimmen, wie in einzelnen Fällen die Wahl in Absicht auf diesen Umstand ausfallen müßte, wenn sie den Beyfall der Vernünftigen haben soll. Es ist nemlich hier nicht von solchen Lebensarten die Rede, die an sich selbst verwerflich, oder der menschlichen Gesellschaft mehr schädlich, als nüzlich, und schon deswegen eines gutdenkenden Menschen unwürdig sind; nicht von denen, die, wie Leßing sagt, einen Menschen um so viel schlechter machen, je vollkommner er darinnen

wird. In Ansehung solcher wäre der Rath sehr leicht zu geben: sie dürfen nemlich bey der Wahl nicht einmal in Betrachtung kommen. Aber nun von den übrigen, die an sich weder unehrbar, noch gefährlich sind: welche soll in vorkommenden Fällen, in sofern dabey Rüksicht auf das Herz genommen werden muß, den andern vorgezogen werden? — Mich dünkt, der Haupt-Entscheidungsgrund müße in dem eigenen Charakter dessen, für den man wählt, in seinen herrschenden Gesinnungen und Neigungen gesucht werden. Denn diese sind es wohl vorzüglich, welche eine Lebensart und die damit verbundenen Umstände für seine Herzensverfassung unschädlich oder gefährlich machen können. An sich ist wohl jede, unter der vorhin angezeigten Einschränkung und in dem Gesichtspunkt, wovon hier die Rede ist, gleich unschuldig: wenn schon in andern Rüksichten, z. Ex. auf den grössern oder geringern Beytrag zum Wohl der Gesellschaft, auf die mehrere oder mindere Entbehrlichkeit u. dgl. eine Verschiedenheit des innern Werths unstreitig statt findet.

Zwar wird mir nicht jedermann in dieser Behauptung recht geben. Denn es giebt Leute, welche z. Ex. die gelehrten Lebensarten schon an sich als gefährlicher für das Herz ansehen, und ihnen in dieser Ab-

sicht den Handwerks- und Gewerbe-Stand, als weniger bedenklich vorziehen. Aber das Urtheil dieser Leute, insofern es ohne Rücksicht auf einzelne besondere Umstände für allgemein gelten soll, beruhet wohl blos auf einer mißverstandenen Verwechslung der Herzenseinfalt mit der Einfalt des Verstandes, insofern dieses ein gleichbedeutender Ausdruck mit Unwissenheit ist. Wer wird wohl, wenn er über die Sache mit deutlichen und bestimmten Begriffen urtheilt, und nicht sich selbst oder andere mit zweydeutigen Ausdrücken und verwirrten Ideen täuschet; wer wird wohl im Ernst behaupten wollen, daß Aufklärung des Verstandes allemal Verschlimmerung des Herzens mit sich führe, und daß die gute Verfassung des lezten natürlicher Weise darunter leiden müsse, wenn der Geist an Menge von Kenntnißen zunimmt? Die Behauptung ist wahrlich so widersinnisch, daß sie ungelehrten Leuten mit gesundem Menschenverstand schwerlich von selbst einfallen wird; und die sie ihnen, gewiß nicht ohne Sophisterey, beyzubringen suchen, werden nicht leicht irgend einen gültigen Beweis dafür anführen können; es wäre denn ihr eigenes Beyspiel von dem schlechten Vortheil, den sie selbst für Herz und Verstand aus dem Studieren gezogen zu haben scheinen.

Aber das wäre denn doch kein Beweis von der allgemeinen Schädlichkeit gelehrter Lebensarten für das Herz; sondern würde nur so viel beweisen, daß mancher bey seiner Gemüths- und Denkungsart für die Erhaltung oder Erlangung einer guten Herzensverfassung besser gethan haben würde, wenn er anstatt jener irgend eine andere für ihn weniger gefährliche Lebensart gewählt hätte. Und das hat wohl seine unstreitige Richtigkeit; es folgt aber weiter nichts daraus, als was schon durch die Aufschrift dieses Blatts eingestanden wird, nämlich daß auch ein an sich unschädlicher Beruf nicht für jeden Menschen in Absicht auf sein Herz gleich unschädlich sey. Eine Wahrheit, die gewiß in allen ähnlichen Fällen von jeder in dieser Rücksicht unschicklich gewählten Lebensart eben so gut gelten kann. Die Bemerkung ist ja schon oft genug gemacht worden, daß die Spinne eben da Gift sammeln könne, wo die Biene Honig saugt. Vieles Wissen kann freylich aufblasen; aber kann nicht auch eben sowohl Demüthigung die natürliche Folge seyn, von der durch eigene Beschäftigung mit den Wissenschaften erlangten Erfahrungskenntniß, wie eingeschränkt bey allen angestrengten Bemühungen doch immer noch der Kreis menschlicher Einsichten sey? Man kann mit der Fackel der

Gelehrsamkeit, wenn man unvorsichtig damit umgeht, im Gebiet der Religion Verheerungen anrichten; aber auch eben sowohl dasselbe damit aufklären und ein erwärmendes Licht für sich und andere darin verbreiten; dem von jeher nur diejenigen zuwider gewesen sind, welche entweder selbst zu blöde Augen hatten, als daß sie es ertragen konnten, oder die Aufklärung deswegen nicht wohl leiden konnten, weil sie den Einfluß und das Gewicht ihrer eigenmächtigen Aussprüche schwächt. Denn freylich, wer selbst denkt und etwas gelernt hat, läßt sich nicht so gutmüthig, wie ein Unwissender, von jedem, der sich ihm zum Führer aufdringt, leiten, wohin er will. Aber dann könnte doch noch gar wohl die Frage seyn, ob es, wie man in dergleichen Fällen bald mit der lieblosen Beschuldigung fertig ist, ob das nun eben ein schlechtes, der Wahrheit abgeneigtes, oder nicht vielmehr ein gutes, wahrheitliebendes Herz anzeige, welches wirklich zu große Achtung für dieselbe hat, als daß es den bloßen angemaßten Ausspruch eines Menschen schon für einen Beweis derselben gelten lassen will und kann.

Alles kommt also hauptsächlich auf den guten oder schlimmen Gebrauch an, den man von der Sache macht; und dieser hängt vornämlich von der ganzen

Gemüthsart und dem Charakter desjenigen ab, der sich einer gewißen Lebensart wiedmet. Der gleiche Beruf kann für den einen ein Fallstrick, und für den andern ein Mittel seiner moralischen Besserung seyn. Der geistliche Stand z. E. und die Beschäftigung mit denen dazu erfoderlichen Studien kann manchem eine Veranlassung seyn, das Christenthum, eben dadurch, daß er es richtiger und gründlicher kennen lernt, auch um so viel eifriger und inniger hochzuschäzen, und zur unverlezlichen Vorschrift seines Lebens zu machen, indessen gewiß auch schon mancher eben hier die Hauptveranlassung zu schwereren Versündigungen gefunden hat. Als ein ehrlicher Handwerker hätte er sie vermuthlich nicht begangen; aber vielleicht wäre jener auch ohne seine beym theologischen Studium erlangte bessere Religions-Kenntniß ein Ungläubiger und Bösewicht geworden; und hätte vielleicht manchen von denen zum Laster verführt, die er jezt durch seine Unterweisungen und Erinnerungen zum Guten aufmuntert.

Ich sehe nicht, was aus allem diesem natürlicher folgen könnte, als die heiligste Verbindlichkeit für alle diejenigen, die als Eltern oder in andern Verhältnissen etwas zu der Wahl der Lebensart junger Leute zu sagen haben; die heiligste Verbindlichkeit bey dieser

Wahl besonders auch den sittlichen Charakter derselben und die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Neigungen mit in Rechnung zu bringen. Ein gewisser Beruf kann, ohne daß er deswegen an sich verwerflich ist, die Befriedigung gewisser Neigungen mehr als ein anderer befördern; nicht eben nothwendig; aber doch zufälliger Weise durch gewiße damit verbundene Neben-Umstände. Wenn das nun an sich schlimme Neigungen sind, oder andere schlimme Neigungen sehr leicht erwecken, so müßte ein junger Mensch, der dieselben hat, lieber zu jedem andern, als diesem Beruf bestimmt werden, wenn man für seine gute Herzens-Verfassung Sorge tragen will. Dem Militär-Stand, der Kaufmannschaft müßte man also, z. E. keinen Jüngling wiedmen, der eine natürliche Neigung hätte zum — — — doch es wird weniger beleidigen, und unpartheiischer lauten, wenn ich mich durch das Beyspiel von meinem eigenen Stand erkläre. Ein junger Mensch also, der einen natürlichen Hang äusserte, schlechte Gesinnungen unter der Larve einer angenommenen äusserlichen Gravität zu verbergen; der gern durch eigenmächtige Aussprüche über die Gemüther herrschte, oder alles, was nicht mit seinen Meinungen übereinstimmt, für Irrthum zu erklären geneigt wäre und keinen Wider-

spruch ertragen könnte: ein solcher Jüngling müßte, wenn man auf sein Herz Rüksicht nehmen will, kein Geistlicher werden. Man wird es mir hoffentlich zutrauen, daß ich von meinem Beruf keine so verächtliche Meinung habe, um zu glauben, daß die ebengenannten Fehler nothwendig damit verbunden oder natürliche Früchte davon seyen. Aber daß diese Fehler, wenn sonst schon eine starke Anlage dazu im Herzen ist, darinn, eben so, wie der Müßiggang beym Militärstand, und der Eigennuz bey der Kaufmannschaft Nahrung finden können; daran lassen uns doch so manche unläugbare Beyspiele nicht wohl zweifeln. Ich habe mich nur durch ein einleuchtendes Exempel bestimmter erklären wollen.

Uebrigens beweißt alles bisher gesagte auch noch, wie nöthig es sey, nicht blos den Verstand junger Leute, sondern vorzüglich auch ihre Herzen zu bilden, damit sie in ihrem künftigen Beruf, bey dessen Wahl freylich immer auch noch auf andere Umstände Rüksicht genommen werden muß, so wenig als möglich der Gefahr einer moralischen Verschlimmerung ausgesezt seyen.

Von der Liebe zu seinem Stand.

Es ist eine alte Bemerkung, daß eine Sache, wenn sie an sich auch noch so leicht wäre, blos dadurch schwer wird, wenn man sie ungern thut. Und bey der offenbaren, unvermeidlichen Mannigfaltigkeit der menschlichen Neigungen kann's wohl nicht anders seyn, als daß manches, was der eine mit Vergnügen thut, für den andern ein sehr beschwerliches Geschäft seyn muß. Und dann kann man sich nicht leicht einen unangenehmern Zustand denken, als der Zustand eines Menschen ist, der sein ganzes Leben hindurch ein Geschäft treiben muß, vor dem er eine entschiedene Abneigung hat. Mit jedem wiederkehrenden Tag, oder wenigstens mit jedem Ruf zu seiner Berufs-Arbeit erneuert sich bey ihm das unangenehme Gefühl seines zwangvollen Zustandes; und von dem jedesmaligen Gefühl seines Zustandes hängt ja des Menschen jedesmalige Glükseligkeit oder Unglükseligkeit ganz eigentlich ab.

Es ist in der That eine melancholische Aussicht, welche uns dieser Gedanke über den Zustand des menschlichen Geschlechts eröffnet. Wie sehr viele mögen zu allen Zeiten gewesen seyn, und immer noch seyn, die

täglich aus dieser bittern Quelle schöpfen müßen! Und was sie daraus trinken, verbittert nicht blos ihr Leben, sondern macht sie auch für den Vortheil der Gesellschaft unbrauchbar. — Sey's nun Mangel der Selbst-Kenntniß, unüberlegte Wahl der Lebensart, Uebereilung von Seite derer, die sie dazu bestimmten, oder Zwang der Umstände; sey's was es wolle, wodurch sie in ihre unglükliche und unangenehme Lage gekommen sind: so verdiente die Sache allerdings eine sorgfältigere Ueberlegung, als man gemeiniglich darauf zu verwenden pflegt.

Umstände, die man nun einmal nicht ändern kann, erlauben freylich nicht immer, alles in dieser Absicht zu thun, was man vielleicht gern thun wollte. Aber die Schuld liegt doch auch nicht immer an dergleichen zwingenden Umständen, wenn nicht alles das geschieht, was geschehen sollte und könnte.

Wichtig genug ist wenigstens die Sache: und wenn einmal mit dem gehörigen Eifer und mit der erforderlichen Klugheit dafür gesorgt würde; so dürfte das wohl einer der größten Schritte seyn, den das Menschen-Geschlecht jemals gethan hat, um sich seiner höhern Vollkommenheit und Glückseligkeit zu nähern.

Bestimmt sich zu beschäftigen, und in der Uebung seiner Kräfte selbst eine angenehme Befriedigung seiner

natürlichen Triebe zu suchen: kann der Mensch doch wohl durch nichts glücklicher werden, als wenn das, was er thun soll, auch zugleich seines Herzens Neigung ist. Dann findet das Gegentheil statt von dem, was ich oben gesagt habe. Mit jedem wiederkehrenden Tag erneuert sich sein Vergnügen, und jeder Ruf zu seiner Arbeit ist für ihn eine Einladung zur Freude. Oder (wie dann alles oft genossene allmählig seinen anziehenden Reiz verliert) wenn auch die Verrichtung seines Geschäfts nicht eben immer mit einer gleich lebhaften Empfindung des Vergnügens begleitet ist, so bleibt er doch frey von dem unangenehmen Gefühl des Zwangs und des Verdrusses, der unvermeidlich ist, wenn man thun soll, was man nicht gern will. Und die natürliche Abnahme jenes lebhaftern Freude-Gefühls, welches durch die Uebereinstimmung der Natur des Geschäfts mit der vorzüglichern Neigung zu demselben erwekt wird, kann auf andere Weise ersezt werden, durch die vollkommene Kenntniß der Nuzbarkeit dieses Geschäfts, durch das Bewußtseyn, daß man durch seine treue Besorgung seine Pflicht gegen die menschliche Gesellschaft erfülle, und auch durch die höhere Betrachtung, daß man die Absichten des Urhebers und Beherrschers der Welten dadurch befördern helfe.

In der That können die zulezt angeführten Ueberlegungen bey einer weisen und guten Seele selbst so viel Kraft haben, daß ihr um derselben willen sogar eine Art von Geschäften, womit sonst ihre Neigungen nicht übereinstimmen, angenehm und leicht wird.

Und wie viel ist damit für die Gemüthsruhe eines Menschen, diesen wesentlichsten Bestandtheil seiner wahren Glückseligkeit, gewonnen? — Aber auch wie viel für die bessere Verrichtung seines Geschäfts, und für den Vortheil derer, welche die Früchte und Folgen davon geniessen sollen?

Es ist wahrlich ein großer Unterschied, ob man etwas von Herzen und aus eigener Neigung, oder blos deßwegen thut, weil man dazu bestellt worden, und es nun einmal nicht vermeiden kann. Die meisten Geschäfte sind von der Beschaffenheit, daß man sie einem nur so überhaupt auftragen kann, aber dann, ohne genau bestimmte Vorschriften über die Art, wie sie am besten verrichtet werden können, es ihm überlassen muß, wie er sie nach ihren genauern Erfordernissen verrichten will. Wenigstens sind die Versäumnisse und Fehler, wodurch die Sache am meisten Schaden leidet, und von ihrer größern Vollkommenheit entfernt bleibt, gemeiniglich so beschaffen, daß man

sie am wenigsten durch bestimmte Vorschriften verhindern oder durch nachherige Strafen verbessern kann. Liebe zu seinem Stand und Beruf, natürliche Neigung zu dem Geschäft, das man treiben soll, ist gewiß das zuverlässigste Mittel und die wirksamste Aufmunterung, es auf die bestmögliche Art zu verrichten.

Man erhöhet und vervielfältiget ja gern seine Freuden so viel man kann; man öffnet sich gern neue Quellen des Vergnügens, wo man dergleichen zu finden glaubt. Und wo könnte man sie sicherer und überflüssiger finden, als in der vollkommensten Verrichtung des Geschäfts, welches man schon an sich selbst als die angenehmste Befriedigung seiner Neigung ansieht? — Freylich, wer ungern und mit Verdruß thut, was er thun muß, der wird sobald möglich von der unangenehmen Beschäftigung wegzukommen suchen; wird nicht mehr Zeit darauf verwenden, als er ohne unvermeidliche Verantwortung eben nothwendig damit zubringen muß; wird außer den ordentlichen Berufs-Stunden sich nicht mit dem Nachdenken über eine Sache beschäftigen, von welcher er am liebsten für immer befreit seyn möchte. Was kümmerts ihn, ob die Sache besser und schiklicher verrichtet werden könne, die er am liebsten gar nicht thäte; ob Verbesse-

rungen bey derselben statt finden, die durch Nachdenken ausgefunden, und durch Proben geprüft und bewährt werden könnten? — Er flieht die Erinnerung an seinen lästigen Beruf; und jenen begleitet sie überall und giebt ihm den Gesichtspunkt an, aus dem er alles andere am liebsten anschauet; ob es ihm nicht Begriffe, Kenntnisse und Hülfs-Mittel an die Hand geben könnte, die er zur Verbesserung seines Lieblings-Geschäfts brauchen kann.

Man kann denken, ob bey einem so gewendeten und durch Entdeckungs-Begierde geschärften Beobachtungs-Blick das Geschäft, welches man treibt, in Ansehung seiner bessern Ausrichtung gewinnen werde? — Lieblings-Neigung mit vorzüglichen Talenten verbunden, und eben dadurch erzeugt, ist immer das wirksamste Beförderungs-Mittel der Vollkommenheit oder wenigstens Verbesserung in allen Sachen gewesen. Sie erhält und stärkt den Muth zur Uebersteigung aller Hindernisse; sie macht aufmerksam auf alles, was die Unternehmung befördern helfen kann; weil es eben auch zugleich den angelegentlichsten Wunsch des Herzens erfüllen, und das liebste Vergnügen befördern hilft. Und jeder gelungene Versuch ist dann wieder ein Grund desto mehr, um mit lebhafterer Neigung eine Beschäftigung zu lieben,

die in jeder erhaltenen Verbesserung uns eine neue Quelle des Vergnügens öfnet, woraus nur derjenige schöpfen kann, der Liebe zu seinem Stand hat.

Es wäre wohl überflüßig, besonders davon zu reden, wie viel die menschliche Gesellschaft dadurch gewinnen müßte. Ihre größere Vollkommenheit und Glückseligkeit ist gewiß bisher grőstentheils dadurch aufgehalten worden, daß immer so viel von ihren Mitgliedern sich an einer Stelle befanden, zu welcher sie keinen natürlichen Beruf durch Geschiklichkeit und Neigung hatten, und an welcher sie sich also auch nicht mit Vergnügen befinden konnten. Selbst des frohen Gefühls einer glücklichen Lage in der Welt beraubt, mußten sie wohl wenig Lust und Trieb in sich finden, für die Freude und Glückseligkeit anderer zu arbeiten; besonders wenn durch den natürlich schlechten Erfolg ihrer muthlosen Verrichtungen die Abneigung dagegen noch vermehrt wurde.

Wer also seinen Kindern gern das kostbarste Erbtheil zurück lassen möchte, der wird entweder ihren künftigen Stand und Beruf ihren vorzüglichen Talenten und Neigungen gemäß wählen, wenn es ihm je die Umstände erlauben; oder wenn durch diese seine Freyheit bey der Wahl mehr oder weniger eingeschränkt wird, so wird er es sich wenigstens auf alle Weise

angelegen seyn lassen, ihnen für den Stand, worinn sie einmal leben, für das Geschäft, welches sie einmal treiben sollen, so viel möglich Neigung und Liebe beyzubringen, durch die sorgfältigste Ausbildung und Uebung der Kräfte und Talente, die sie dazu brauchen, und durch die Bekanntmachung dieser Lebensart von ihrer angenehmsten und nutzbarsten Seite. Wenn ers thut, so hat er gewiß für seiner Kinder Glück mehr, als durch Hinterlassung von Tonnen Goldes gesorgt.

Ueber einen Umstand in der Geschichte Josephs.

Der Umstand, welchen ich meine, ist soviel ich weiß, bey dem vielen Guten und Nützlichen, was über diese merkwürdige Geschichte gedacht, und gesagt, und geschrieben worden ist, noch am wenigsten berührt und benutzt worden. Und er ist doch gewiß so sehr, als irgend ein anderer, einer lehrreichen Anwendung fähig. Er betrift die Ursache, von der vorzüglichen Liebe Jacobs zu seinem Sohn, die ihm den

Neid seiner Brüder und alle seine nachherigen unangenehmen Schicksale zuzog. Gemeiniglich sieht man die ausnehmenden guten Eigenschaften des frommen und liebenswürdigen Jünglings als die Ursache von der vorzüglichen Liebe und Zuneigung seines Vaters gegen ihn an: und wir sehen wenigstens aus seiner ganzen nachherigen Aufführung, daß er's verdient haben muß, um seines vortreflichen moralischen Charakters willen von seinem Vater in einem hohen Grad geliebt zu werden. Aber eigentlich giebt doch der heil. Geschichtschreiber von dieser vorzüglichen väterlichen Zuneigung Jacobs gegen den Joseph einen andern Grund an in den Worten des 37. Cap. in 1. B. Mosis: „Israel hatte Joseph lieber, denn alle seine Kinder, darum daß er ihn im Alter gezeuget hatte.„ — Es war also mehr Partheilichkeit, als wohlüberlegte Liebe, die sich durch vernünftige Gründe rechtfertigen kann; und durch diese Schwachheit, wie durch mehrere andere, bereitete sich der gute Jacob, ohne es zu vermuthen, so viel Jammer und Herzeleid füt sein hohes Alter; erfüllte die Herzen seiner übrigen Söhne mit Neid und Mißgunst gegen ihren Bruder und legte, ohne es zu wollen, den ersten Grund zu den nachherigen eine Zeitlang sehr unangenehmen Schiksalen seines Lieblings.

Welch ein warnendes Beyspiel für Eltern, um sie vor aller partheiischen Zuneigung oder Abneigung gegen eins oder einige ihrer Kinder abzuschrecken. — Ich nenne partheiische Zuneigung oder Abneigung, wenn man ein Kind vor seinen andern Geschwistern vorzüglich wohl oder auch gar nicht wohl leiden kann aus Ursachen, die ihm so wenig zum Verdienst, als zur Schuld angerechnet werden können. Dahin gehören unter andern, eben der Scheingrund, aus welchem Jacob handelte, der Umstand, daß ein Kind gerade das jüngstgebohrne unter seinen Geschwistern; oder daß es von diesem und nicht von dem andern Geschlecht ist: daß es vielleicht eine einnehmendere Bildung hat, als die andern: daß es den ihm gegebenen Unterricht mit mehr Leichtigkeit und Geschiklichkeit fasset: oder der so sehr zweydeutige Umstand einer vorzüglichen Fähigkeit, sich einzuschmeicheln, und was dergleichen mehr ist. Partheiische Abneigung entsteht aus dem Gegentheil von allem dem, und kann in ihrer Art eben so unglückliche Folgen für den Gegenstand des Mißfallens und auch für andere haben, als Jacobs partheiische Vaterliebe, wenn sie ja diesen Namen verdient, für seinen Liebling, und seine Brüder, und ihn selbst hatte.

Es muß, wenn einmal die unglücklichen Früchte

einer solchen partheiischen Zuneigung oder Abneigung sich zu äußern anfangen, gewiß es muß eine marternde Vorstellung für Eltern seyn, zu denken, daß sie selbst den Saamen der Zwietracht in die Herzen ihrer Kinder ausgestreut, daß sie, welche das Band der Einigkeit so fest als möglich zwischen ihnen knüpfen sollten, selbst es zerrissen, und durch die Auflösung desselben diejenigen, die einander mit brüderlicher Zuneigung lieben sollten, zu gegenseitigen Feinden und zum leichtern Raub ihrer Widersächer gemacht haben. Wenn ein Vater oder eine Mutter dieses mit ansehen, oder mit der Erwartung, daß es geschehen werde, aus der Welt gehen müssen; so mag das wohl unter allen natürlichen Strafen begangener Fehler eine der allerbittersten seyn.

Aber ich will mich jezt blos bey den übeln Folgen der partheiischen Zuneigung oder Abneigung aufhalten, die sie für den Gegenstand derselben selbst haben können.

Josephs vortrefliche Anlagen, und die vorzügliche Sorgfalt, welche die Vorsehung für ihn trug, bewahrten ihn ohne Zweifel vor den nachtheiligen Wirkungen, welche seines Vaters partheiische Liebe bey ihm hätte haben können, und die schon so oft die schädlichen Folgen von partheiischer Vater- und Mut-

ter-Liebe für manches Busen-Kind gewesen sind. Denn was ist natürlicher, als daß der immer geschmeichelte Liebling sich die vorzügliche Zuneigung, die er genießt, zu Nutz mache, um ungestraft Fehler zu begehen, und mancher nützlichen Anstrengung seiner Kräfte, die ihm aber unangenehm ist, überhoben zu seyn? Warum sollte er sich die überflüßige Mühe geben, durch Erwerbung liebenswürdiger Eigenschaften und gefälliger Sitten sich erst noch die Zuneigung seiner Eltern zu verschaffen, die er ohnedem schon in einem hohen Grad besizt? Wie könnte es ihm einfallen, irgend eine seiner Manieren, Reden und Handlungen unartig und tadelhaft zu finden, da sie ja alle so sehr gefallen, und ihm so mancher schmeichelhafte Lobspruch dafür zu Theil wird? Wie kann er jemals den unterscheidenden Vorzug wirklich schäzbarer Talente und Eigenschaften vor gewissen zufälligen Gaben kennen und beurtheilen lernen, wenn er zu eben der Zeit jene an seinen Geschwistern geringschäzen sieht, indessen diese an ihm bewundert und gepriesen werden, und zwar eben von seinen Eltern, deren Art zu urtheilen den stärksten Einfluß auf die Bildung seiner eigenen Urtheilskraft hat? Es muß ein mächtig wirksames Verwahrungs-Mittel seyn, wodurch ein junges Gemüth gegen dergleichen schlim-

me Wirkungen und Eindrücke einer partheiischen Vater- und Mutter-Liebe gesichert werden kann.

Aber die partheiische Abneigung der Eltern gegen eins von ihren Kindern hat gewiß nicht weniger schädliche Folgen. Wie die unproportionirte Zuneigung gegen dasselbe in der Brust seiner Geschwister Neid und Mißgunst erweken kann; so können auch diese unglücklichen Neigungen sehr leicht in dem Herzen des zurückgesezten Kinds gegen seine mehr begünstigten Brüder und Schwestern entstehen. Ihnen ist alles recht, und an ihm findet man alles tadelhaft: wie abschreckend ist das; wie hinderlich dem kindlichen Zutrauen, ohne welches weder Unterricht noch Bildung ihre gehörige Wirkung thun können! Wie leicht kann sich das Kind bereden, nicht die Nothwendigkeit der Sache selbst, sondern blos die Unzufriedenheit seiner Eltern mit ihm sey die Ursache, warum öfters Dinge von ihm gefodert, und ihm Arbeiten aufgegeben werden, die es nicht gern thut, weil sie ihm schwer fallen, und es ohnedem nicht hoffen kann, auch durch die fleißigste Vollendung derselben den Beyfall seiner Eltern zu gewinnen! Wer thut gern ein Geschäft, dessen Nutzen er noch nicht einsieht, und mit dem er auch nicht einmal die Zufriedenheit derer, die es ihm aufgegeben haben, zu erlangen hoffen kann?

Man glaubt's nicht, wie äußerst empfindlich junge Gemüther gegen allen noch so kleinen Anschein von Ungerechtigkeit sind. Und eben diese einmal gereizte Empfindlichkeit macht sie dann nur noch desto scharfsichtiger in dieser Sache. Wie kann ihnen die Billigkeits- und Gerechtigkeits-Liebe iemals heilig und theuer werden, wenn sie selbst so oft das Opfer einer unbilligen Partheilichkeit seyn müßen? Wie kann ihnen, muß ich auch hier wieder fragen, wie kann ihnen die Erwerbung wirklich guter Eigenschaften und Geschiklichkeiten jemals ein angelegentliches Geschäft werden, wenn sie sehen, daß andere, mit denen sie doch ein gleiches Recht an der väterlichen und mütterlichen Zuneigung zu haben glauben, dieselbe oft so wohlfeil erlangen, indessen ihre eifrigern Bemühungen ungeachtet und unvergolten bleiben?

Es müßte ein Wunder seyn, wenn ein durch Partheilichkeit zurückgeseztes Kind nicht mißtrauisch, argwöhnisch, mißgünstig, mutblos, unbillig, und wer wei , was alles würde, und wenn ihm gute und erlaubte Mittel, seiner Eltern Gewogenheit zu gewinnen, immer mißlingen, sich zulezt verwerflicher Kunstgriffe bediente, oder sich aus dieser elterlichen Zuneigung nichts mehr machte.

Gewiß ein trauriger Erfolg, dessen Vermeidung

wohl werth wäre, daß Väter und Mütter sich mit der äußersten Gewissenhaftigkeit von diesem wichtigen Erziehungs-Fehler hüten sollen.

„Aber die väterliche Zuneigung kann doch nicht immer gegen alle Kinder gleich stark und zärtlich seyn." — Ich habe Gottlob keine Erfahrung davon. Aber wenn auch der Fall so wäre, so müßte man wenigstens den Unterschied sorgfältig zu verbergen suchen, um dem weniger geliebten Kind ja keinen Anlaß und kein Mittel zu rauben, wobey und wodurch es sich mit seinen Geschwistern zu einem gleichen Antheil an der Liebe seiner Eltern erheben könne. Indessen würde mir, wenigstens in der ersten Kindheit, dieser Fall immer ein Zeichen seyn, daß es mit dem Vater- und Mutter-Herzen nicht ganz seine Richtigkeit habe. Einmal unverschuldete Mängel rechtfertigen die Partheilichkeit niemals; selbstverschuldete giebt es in der ersten Kindheit gar nicht, und wenn in der Folge ein schlechter Charakter, Falschheit, heimtückisches Wesen, Bosheit, völlige Unwissenheit, Ungehorsam und Mangel kindlicher Liebe; wenn diese und andere Fehler ein Kind der Liebe seiner Eltern unwürdig machen: — — Väter und Mütter! — wessen Schuld ist es? —

Ueber einen Erziehungsfehler.

Eins meiner Kinder sollte bey einer Erhizung vom Hallischen Temperir-Pulver nehmen; aber es weigerte sich mit Bezeugung des äusersten Abscheu's. Umsonst waren meine Vorstellungen und Drohungen, umsonst meine Ungeduld und Zudringlichkeit: es wollte nicht, und was ich ihm auch immer in freundlichem und ernsthaftem Ton von des schönen rothen Pulvers Heilsamkeit und Annehmlichkeit sagte, half alles nichts. „Du hast ja, (war endlich seine Antwort, aus der kindischen in die gewöhnliche Sprache übersezt) Papa, du hast ja gestern selbst gesagt, ich müße nicht von dem Sallat essen, und von den Würsten nichts haben; es sey rothes Pulver darin, und darum sey es nicht gut, und würde mich krank machen.“ — Ha! Thor, der du bist, rief ich mir nun selbst zu, indem ich mich erröthend vor die Stirn schlug; weil ich mich erinnerte, das öfters gethan zu haben, durch dessen Vorhaltung das Kind mich nun eben abgewiesen hatte. — Schwerlich werden meine Leser mir den wohlverdienten Ehren-Titel, den ich mir selbst bey diesem Anlaß gab, streitig machen. — Aber mit euerer Erlaubniß, ihr Väter und Mütter, und Groß-Mütter und Präceptoren und Mamsellen,

und wie ihr alle heißet, die ihr euch mit der Erziehung eigener oder fremder Kinder abgebet: Wenn nun die Frage davon wäre, woher unter uns jungen und alten Kindern die sehr merkliche Abneigung gegen Religion und Christenthum, und Rechtschaffenheit, und Gehorsam, und Gebet, und Arbeitsamkeit, u. s. w. wo die sehr allgemeine Abneigung gegen diese und dergleichen Dinge eigentlich herkomme: — Wie viele, meinet ihr wohl, daß unter uns seyn würden, die nicht bey der ehrlichen Beantwortung dieser Frage, mit lautem oder leisem Geständniß ihrer Thorheit, sich erröthend vor die Stirn schlagen müßten? — Oder ist's weniger Thorheit, als in meinem Fall, wenn wir, z. E. unsern Kindern und Schülern die Religion durch die abschrekende Manier, womit wir sie darin unterrichten, durch die ermüdende Beschäftigung mit Lehren, die wir ihnen nicht verständlich zu machen suchen, und durch das verdrüßliche Auswendig-Lernen dicker Bände, die für sie wenigstens weder Licht, noch Reiz haben können; wenn wir ihnen durch das alles die Religion so unangenehm, als möglich, machen: Und uns dann in der Folge mit wichtiger und verdrüßlicher Miene darüber wundern und ärgern, daß sie keine Neigung zu einer Sache haben, und keine Freude daran finden, gegen die

wir ihnen, gleich als wenn es uns aufgetragen worden wäre, von Anfang an durch die kräftigsten Mittel der Ekelung eine Abneigung beygebracht haben? — Glaubet mir's, ihr guten Leute, es ist wahrlich unsere, und nicht unserer Kinder Schuld, wenn sie nun nicht auf einmal, so bald wir's haben wollen, etwas angenehm finden können, wovon wir sie so oft durch Worte, oder was noch kräftiger auf sie wirkt, durch Thaten glauben gemacht haben, daß es unangenehm sey: Und darum laßt uns nur immer unsere Verwunderung auf den Fall versparen, wenn etwa einmal einer bey dem gewöhnlichen Religions-Unterricht, ohne daß er Gelegenheit gefunden, das Fehlerhafte daran auf irgend eine andere Weise zu verbessern, ein Herz voll Neigung und Liebe zu der Religion haben sollte.

Ihr ärgert und betrübt euch darüber, gute alte Mutter, daß euere erwachsenen Kinder so gar keinen eigenen Trieb zum Gebet in sich fühlen, so gar keine Freude an häuslichen Andachts-Uebungen finden. Und freylich ist's schlimm genug, wenn es so ist. — Aber denkt ihr auch noch daran, wie ihr sie von ihrem fünften bis nach dem zwölften Jahr alle Abende von ihren liebsten Kurzweilen und Gespielen wegrisset, zu einer Zeit, da es ihnen natürlicher

Weise am allerungelegensten war: sie dann, da sie eben den Kopf von ganz andern Dingen voll hatten, mit mürrischem Ernst im Kreis herum sizen, und ihre auswendig gelernten Gebets-Formeln, die sie um so viel weniger freuen konnten, je weniger sie davon verstanden, mit gebieterischer Strenge hersagen liesset; indessen ihr hin und her liefet, um euere häuslichen Geschäfte zu besorgen, oder mit dem Gesind zanktet, oder rechts und links den Kindern, wenn sie, um wieder weg zu kommen, ein zu langes Lied durch Ueberhüpfung einiger Verse abkürzen wollten, Scheltworte und Ohrfeigen austheiltet? War's nicht das kräftigste Mittel, die ersten Funken der Andacht in ihrer Brust zu ersticken, und sie nach der glücklichen Zeit seufzen zu machen, wo sie nicht mehr würden beten müßen? Warum jammert ihr denn jezt, daß euer Verfahren seine natürliche Wirkung gethan hat?

Festigkeit im Charakter, sagt man, und Standhaftigkeit in den Entschließungen sey eine schäzbare Eigenschaft. Sie ist's auch, und noch dazu unentbehrlich zur gewissenhaften Erfüllung der Pflichten mitten unter so viel ablockenden und abschreckenden Hindernissen. — Aber wird sie jemals von dem Kind zu erwarten seyn, welches, nach einer unrecht ver-

standenen Erziehungs-Maxime, gar keinen eigenen Willen haben darf, oder so oft es einen zu haben wagt, die unangenehmen Folgen davon empfindlich zu fühlen bekommt? — Wenn das Lernen oder irgend eine andere Beschäftigung die Stelle der Strafe für einen begangenen Fehler bey dem Kind vertreten muß, und dadurch auf immer der Begriff der Unannehmlichkeit damit verbunden wird; so ist ja auf der Welt nichts leichter zu erwarten, als daß Abneigung gegen die Arbeitsamkeit sich in seiner Gemüthsart fest sezen werde. Wie dürfen wir uns denn noch über die natürlichsten Früchte unserer eigenen Bemühungen verwundern oder ärgern? Und wie oft müßten wir vor unsern Kindern oder Schülern erröthen, wenn wir uns nicht die wohlverdiente Schaam durch eine Ausflucht zu ersparen wüßten? Aber ja, es giebt ein bequemes Wort, dem wir den natürlich-schlechten Erfolg unserer verkehrten Erziehungsart listig genug aufzubürden wissen; wie der Wollüstling seine Ausschweifungen dem Erzversucher aufbürdet, wenn er doch von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird.

Ein Familien-Gespräch. Emilie und Meta.

Emilie. Immer findet man dich bey deinen Kleinen; als wenn du aller andern Gesellschaft entsagt hättest.

Meta. Du siehst wenigstens, liebe Freundin, daß es nicht aus Neigung zur Stille und Einsamkeit geschieht, wenn man mich selten anderswo, als in meinem Hause findet.

Emilie. O ja; das denke ich. Lermen werden sie dir genug machen, und auch so viel zu thun geben, daß du selten Langeweile haben wirst: in sofern Langeweile von Mangel an Geschäften herkommt. Aber immer einerley Geschäft kann auch Langeweile machen.

Meta. Ja wohl, wenn man's ungern thut. Aber du meinst doch wohl nicht, daß meine Beschäftigung ein langweiliges Einerley sey?

Emilie. Und was wär's denn anders? Viel Abwechslung mag doch wohl nicht dabey vorkommen, so lang die Kinder noch in dem Alter sind, wie die meisten von den deinigen.

Meta. Verzeihe mir, Freundin; aber ich muß es sagen: Man sieht wohl, daß meine Emilie nicht allzuviel Zeit in ihrer Kinder-Stube zubringt.

Emilie. Darum eben habe ich eine Kinder-Stube, und Leute, die sie besorgen.

Meta. Die sie besorgen! — Und wie besorgen? —

Emilie. Nu; mit allem, was die Bedürfnisse der Kleinen erfodern; die zu rechter Zeit schlafen und wachen, aus- und angekleidet, mit Speis und Trank versehen, reinlich gehalten und überhaupt so verpflegt werden müßen, daß sie gesund bleiben.

Meta. Versteht sich, gesund am Körper?

Emilie. Nun ja: oder ist's wieder nicht der rechte Ausdruck? du fängst mir alle Worte auf, als ob ich räthselhaft redete, oder du mir zu verstehen geben wolltest, meine Antwort sey nicht diejenige, die du erwartetest.

Meta. Diesmal war sie es wirklich nicht; und meiner Emilie kann's nicht unbekannt seyn, daß es außer der körperlichen, noch eine andere Gesundheit giebt, wofür bey unsern Kleinen auch gesorgt werden muß.

Emilie. Du meinst die Gesundheit der Seele, des Verstandes und Herzens. — Dazu wird es noch immer Zeit seyn, wenn sie aus den Händen der Kinderwärterinnen unter die Aufsicht und den Unterricht ihrer Lehrer kommen.

Meta. Und indessen, glaubst du, werde ihr Kopf und Herz keinen Schaden leiden unter der Behandlung von Leuten, die meistens selbst an Kopf und Herz nichts weniger als gesund sind?

Emilie. Daß sie es nicht sind, weiß ich leider aus Erfahrung nur allzuwohl; aber ich denke nicht, daß ihre Krankheit für meine Kinder in dem Alter, worinn sie sind, ansteckend seyn könne.

Meta. Hier möchte ich, wenn du es nicht übel nehmen willst, meine vorige Anmerkung wiederholen. Man sieht wohl, daß meine Freundin nicht oft in ihrer Kinder-Stube gegenwärtig ist. — Ich habe keine; aber, weil meine Kleinen immer um mich sind, desto mehr Gelegenheit, zu bemerken, wie alles, was in ihrer Gegenwart geschiehet, Eindrücke auf sie macht, Begriffe in ihren Kopf und Neigungen in ihr Herz pflanzet.

Emilie. Die, denke ich, zu flüchtig sind, als daß sie sich darinn fest sezen könnten.

Meta. Sag' lieber: die desto tiefer eindringen, je weicher die zarte Kinder-Seele ist. — Du hast doch wenigstens auch schon bemerkt, wie natürlich es den Kleinen ist, alles nachzuahmen, was sie sehen und hören: Meinst du nun, daß es gleichgültig sey, was ihnen zur Nachahmung vorgesagt oder vorgemacht wird?

Emilie. Aber so müßt' ich ja, um alle schädlichen Eindrücke, alle Wirkung schlimmer Beyspiele zu verhüten, immer nur verständige und tugendhafte Leute um sie haben.

Meta. Und dergleichen, denkst du, seyen schwerlich unter denen zu finden, die um den Lohn dienen. Darinn möchtest du wohl sehr recht haben. — Aber wie, wenn du ihnen eine Wärterin gäbest, die nicht um der Bezahlung willen, die aus inniger, herzlicher Zuneigung, aus warmer Theilnehmung an der Wohlfahrt der Kinder, für sie sorgte, und ihre einzige Belohnung in dem glücklichen Erfolg ihrer zärtlichen Bemühungen suchte?

Emilie. Ich verstehe dich, liebe Meta: Die Wärterin müßte ich dann selbst seyn, denn von wem sonst, als der Mutter, wäre das zu erwarten, was du foderst? Aber dann müßte ich mich, wie du, in meine Haushaltung einschließen; müßte meinen Gesellschaften entsagen, so manches Vergnügen aufopfern: —

Meta. Und dir dafür das edelste erkaufen; welches man nur einmal kennen darf, um das alles, wovon du da sagtest, für gar kein Opfer, das der Rede werth wäre, anzusehen.

Emilie. Du wirst mich aber doch nicht bereden

wollen, daß die eigene Erfüllung der mütterlichen Pflichten, nicht mit sehr großen Unbequemlichkeiten begleitet sey?

Meta. Und wenn sie noch so groß wären, die Pflichten aber erfüllt werden müßen, und nur von der Mutter selbst gehörig erfüllt werden können; ist's da nicht schon Pflicht, sich diese Unbequemlichkeiten gefallen zu lassen?

Emilie. Wenn man nicht in Umständen ist, wo man sie sich erleichtern kann.

Meta. Erleichtern so viel du willst, wenn nur die Hauptsache nicht darunter leidet. — Aber wie meinst du, daß man sich unter dieser Bedingung die Mühe, wovon wir reden, am besten erleichtern könne?

Emilie. Ich kann mir vorstellen, was für eine Antwort du auf diese Frage erwartest: Wenn man die Mühe willig übernimmt, und gern thut, was man einmal für seine Schuldigkeit erkennt.

Meta. Ja: und das Geschäft ist gewiß von der Beschaffenheit, daß es durch seine eigenthümlichen Annehmlichkeiten uns gar wohl schadlos halten kann für die Unbequemlichkeiten, die allenfalls damit verbunden sind. — Glaube mir's, Emilie, ich vermisse bey der Besorgung desselben nichts von alle dem, wovon du

befürchtest, daß du es nicht ohne schmerzhafte Aufopferung würdest entbehren können. Sind sie es denn auch werth, die gewöhnlichen Gesellschaften mit ihrem langweiligen Ceremonien-Ton, mit ihren ermüdenden Unterhaltungen über nichtsbedeutende Stadt-Neuigkeiten, sind sie es werth, daß wir uns ihnen zu gefallen das Vergnügen versagen, die allmählige Entwiklung der Geistes-Kräfte unserer Kleinen aufmerksam zu beobachten; oder daß wir ihrem Genuß die Erfüllung der süssen Pflicht aufopfern, selbst an der Bildung unserer Kinder zu arbeiten?

Emilie. Aber Erholung von der mühsamen Arbeit der Kinder-Besorgung ist uns doch nöthig.

Meta. Ich finde sie wenigstens nicht da, wo du sie zu suchen scheinst. Mir ist immer, wenn ich die Kleinen nicht unter meiner Aufsicht habe, immer ist mir bange für sie, ihr Körper oder Geist möchte in meiner Abwesenheit Schaden leiden. Nenn es mütterliche Schwachheit, wenn du willst; aber ich bin wenigstens nur dann ruhig in Ansehung ihrer, wenn sie unter meinen Augen sind.

Emilie. Wie es scheint, kommt alles darauf an, daß man die Sache aus deinem Gesichtspunkt ansehe.

Meta. Freylich; aber um sie daraus anzusehen,

braucht's auch, meines Erachtens, weiter nichts, als daß man sie für das halte, was sie in der That ist; für unsere wahre, wichtigste Bestimmung.

Emilie. Auf uns allein läge also die ganze Last der Kinder-Erziehung, und unsere Männer —

Meta. Wenn wir eins werden sollen, so mußt du nicht mehr Last nennen, was ich Vergnügen nenne. — Unsere Männer müßen allerdings mit an dem Geschäft Theil nehmen; aber in der ersten Kindheit sind wir's doch eigentlich, welche die Sache vorzüglich angeht: Pflege, Besorgung, und so viel möglich ununterbrochene Aufsicht kann nur von der Mutter erwartet werden.

Emilie. Du bist wohl eine gute Frau, und dein Mann hat alle Ursache mit dir zufrieden zu seyn.

Meta. Auch ist mir meine Zufriedenheit die süsseste Belohnung für alles, was mich die Erfüllung meiner Pflichten kostet. Wie gern, meine Freundin, möchte ich dich bereden, mit mir an dem edelsten Vergnügen, welches ein Mutter-Herz geniessen kan, Theil zu nehmen! Gewiß ist dein Herz desselben empfänglich, wenn es nur noch von einigen wenigen Mode-Vorurtheilen sich losreissen will, und sich entschließt, etwas zu entbehren, mit dessen Entsagung man im Grund so gar nichts verliert.

Ein Gespräch zwischen Mann und Frau.

Er. Du staunst, meine Liebe, und schweigst. Bald könnte ich glauben, unsere Unterredung sey dir mißfällig, wenn du mich nicht selbst darauf gebracht hättest, und mir deine Denkungsart nicht so wohl bekannt wäre.

Sie. O laß mir diese Gerechtigkeit immer wiederfahren! Indessen war's freylich der Inhalt unsers Gesprächs, was mich staunen und schweigen machte, oder vielmehr der Gedanke, der mir dabey einfiel, wie sehr eine solche Unterredung zwischen jungen Eheleuten am Morgrn nach der Hochzeit manchen sonderbar und lächerlich vorkommen müßte.

Er. Sehr gewöhnlich mag sie wohl nicht seyn; aber unschicklich findest du sie doch gewiß nicht.

Sie. Wahrlich so wenig als ich's unschicklich finden würde, wenn zwo Personen, die eine lange Reise mit einander vorhätten, sogleich im Anfang derselben sich von ihrer Beschaffenheit, von den nöthigen Einrichtungen und ihrem gegenseitigen Beytrag zum Vergnügen und zur Erleichterung derselben mit einander unterhielten. Das wäre doch wohl das Natürlichste, wovon sie reden könnten.

Er. Dein Gleichniß erinnert mich an den Text, worüber ich einmal eine Hochzeit-Predigt hörte. Es waren Josephs Worte an seine Brüder: Zanket nicht auf dem Wege.

Sie. Ob wohl das junge Paar mit der Wahl des Textes so ganz zufrieden gewesen seyn mag?

Er. Wenigstens konnten sie es mit der Behandlung desselben seyn. Die geschickte Ausführung der Vergleichung des Ehestandes mit einer gesellschaftlichen Reise machte die Predigt ungemein lehrreich.

Sie. Und der Haupt-Umstand, wie sehr das Vergnügen einer solchen Reise von der friedfertigen Gemüthsart der Reisegefährten abhange, verdiente gewiß besonders ins Licht gestellt zu werden. Ließ der Prediger nicht merken, in der Applikation meine ich, von welcher Seite er am meisten Friedensbruch besorge?

Er. Und von welcher meintest du wohl? Doch nicht daher, wo die natürliche Sanftmuth des zärteren Geschlechts so etwas am wenigsten erwarten lassen sollte?

Sie. Sollte erwarten lassen? Nun weiß ich doch, was du von der Beantwortung der Frage denkst. Die gemeine Meinung stimmt zwar so ziemlich damit überein; und wenn sie Grund hat, so ist's

mir leid für mein Geschlecht; noch mehr, als wenn uns, wie ich hoffe, öfters unrecht damit geschieht. Aber verlaß dich darauf, lieber Mann, ich will mir's wenigstens angelegen seyn lassen, jene Behauptung durch mein Beyspiel mit keinem neuen Beweiß zu versehen.

Er. Wie vergnügt wird alsdann, wenigstens von dieser Seite her, unsere gemeinschaftliche Reise durch's Leben seyn! In andern Absichten wird sie ohnedem auch ihre unvermeidlichen Beschwerlichkeiten haben, die wir uns durch nichts anders, als unsere fortdauernde gegenseitige Liebe erträglich machen können.

Sie. Das eben macht, wie mich dünkt, die Folgen der Uneinigkeiten zwischen Ehegatten um so viel bitterer, weil dergleichen natürlicher Weise alsdann erst entstehen, wenn jene unvermeidlichen Beschwerlichkeiten sich auch nach und nach einfinden.

Er. So ist's. Im Anfang, wo die Neuheit der Gesellschaft und des Weges, und die noch durch keine Mühseligkeiten geschwächte Munterkeit der Reisenden jeden unter ihnen entstandenen Zwist zur Veranlassung einer desto herzlichern Aussöhnung machen würde, da lebt man gemeiniglich im besten Vernehmen mit einander, und wird erst dann uneins, wann

die Erleichterung der Unannehmlichkeiten durch freundschaftliche Theilnehmung die Einigkeit am unentbehrlichsten macht. — Wie glücklich sind wir, meine Theuerste, daß die reinen Beweggründe unserer Wahl, und unsere gleichgestimmte Denkungsart uns gegen eine so traurige Zukunft höchst wahrscheinlicher Weise sichern!

Sie. Oft wiederholte Unterredungen von solchem Inhalt würden, dünkt mich, nicht wenig beytragen, uns in unsern guten Entschliessungen zu befestigen; wie zween Reisegefährten durch die öftere Erinnerung an die Vortheile ihrer Eintracht natürlicher Weise immer von neuem bewogen werden müßten, gute Freunde zu bleiben.

Er. Sie würden auch noch in einem andern Sinn diese glückliche Folge haben. Unsere gegenseitige Achtung müßte bey dergleichen Aeusserungen unserer Gesinnungen immer zunehmen, je mehr wir einander von Seite des Verstandes und Herzens auf eine vortheilhafte Weise kennen lernten. Und diese freundschaftsvolle Achtung würde dann desto sicherer den Platz der sinnlichern Liebe einnehmen, wenn diese lebhaftere, aber ihrer Natur nach vergängliche Flamme, nach und nach verlischt. Eben dann, wenn nichts dauerhafteres ihren Verlust ersezen kann, entsteht

Kaltsinn zwischen Ehegatten, und wie leicht wird bey Gemüthern, die einander gleichgültig sind, oder gar verachten, die geringste Kleinigkeit eine Veranlassung zu Zwistigkeiten!

Sie. Daß unter uns jemals dergleichen entstehen könnten; daß irgend etwas unsere harmonische Eintracht stören sollte; ich gestehe es, das kann ich jezt wenigstens nicht für möglich halten.

Er. Freue dich dieser Aussicht, meine Theure, und laß mich mit dir derselben mich freuen! Hand in Hand wollen wir von heut an den Weg wandeln, der vor uns liegt; und durch herzliche, liebevolle Theilnehmung die Freuden des Lebens uns noch angenehmer, und seine unvermeidlichen Beschwerlichkeiten verträglicher machen.

Ueber Einfalt des Geistes und Herzens.

Was Einfalt des Herzens sey, braucht allenfalls keiner weitläufigen Erläuterung. Wenn der Ausdruck auch nicht so oft vorkommt, so hat man dafür den ziemlich gleichgeltenden der Aufrichtigkeit, Redlichkeit u. s. w.; und denkt sich dabey unge-

fähr eben das, was man sich bey jenem denken müßte. — Aber Einfalt des Geistes, des Verstandes; dieses Wort sagt, nach dem gemeinen Sprachgebrauch, ganz etwas anders, als was es nach seiner ursprünglichen Bestimmung sagen sollte. Nach dieser bezeichnete es eine schäzbare Eigenschaft, und so wie das Wort jezt gemeiniglich genommen wird, eine solche Beschaffenheit, deren man eben keine Ursache hat, sich zu rühmen.

Zu bedauren ist es allerdings, daß auch diese Benennung, wie so manche andere, ihre erste gute Bedeutung so viel als ganz verloren hat. Sie war so schicklich, den Begriff, dessen Zeichen sie seyn sollte, anzudeuten: und ich wüßte kein anderes einzelnes Wort, welches man eben so gut dafür brauchen könnte. — Sollte die Vermuthung zu gewagt seyn, daß diese Eigenschaft des menschlichen Geistes vielleicht auch deßwegen seltener geworden, weil mit dem schicklichsten Ausdruck zu ihrer Bezeichnung auch der Begriff davon sich bey vielen verloren hat? Besonders da jener zur Bezeichnung einer ganz verschiedenen Beschaffenheit des Menschen gebrauchte Name durch keinen andern ersezt worden ist. — Denn, wie gesagt, was man jezt gemeiniglich Einfalt des Verstandes nennet, ist nicht von der Art, daß man es

gern von sich vermuthen läßt; und was nach der ursprünglichen Bestimmung des Namens so genennt werden sollte; davon wissen sich viele gar keine Vorstellung zu machen.

Indessen, wenn auch der Mangel eines schicklichen Namens für eine Sache, diese Sache selbst in Vergessenheit bringen kann; so kann er sie darum nicht auch entbehrlich machen, wenn sie sonst ihrer Natur nach nothwendig ist, oder, wenn sie zu unsern Pflichten gehört, uns von der Verbindlichkeit ihrer Beobachtung lossprechen.

Die Religion — und gewiß nicht die biblische Religion allein, fodert von ihren Bekennern Einfalt, nicht blos des Herzens, sondern auch des Geistes. Man hat nach veränderter Bedeutung des Worts, um ein besorgliches Mißverständniß zu verhüten, nöthig gefunden, bey dieser Forderung anzumerken, daß sie nicht von der Einfalt des Verstandes, sondern von dem, was man sonst auch Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Geradheit des Herzens nennt, zu verstehen sey. Die Anmerkung ist in so fern gegründet, als man bey der Einfalt des Verstandes an Unwissenheit, Leichtgläubigkeit, oder gar Dummheit zu denken pflegt. Denn diese sind gewiß keine Ingredienzen des wahren Christenthums; keine Eigenschaften, die einen vorzüglich

zum frommen, tugendhaften Menschen qualifizieren können.

Aber, wenn auch diese Benennung unter den unvermeidlichen Veränderungen, denen die Sprache, wie alles Menschliche, unterworfen ist, ihre erste Bedeutung verloren hat, und gegenwärtig in einem ganz andern Sinn gebraucht wird; ist darum die Sache, die damit bezeichnet wurde, auch nicht mehr vorhanden, oder nicht mehr nothwendig? Wird die Religion ihre Bekenner von einer sonst geforderten und an sich unentbehrlichen Eigenschaft dispensieren, weil man in der Folge gut gefunden hat, bey dem Namen, womit dieselbe ehmals bezeichnet wurde, etwas ganz anders zu denken?

Wahrlich, Einfalt des Geistes, im guten Sinn des Worts, ist nicht blos in Absicht auf die Religion, sondern an sich selbst bey allen Gelegenheiten, wo sie sich äussert, eine schätzbare, liebenswürdige Eigenschaft des Menschen, des Gesellschafters, des Schriftstellers, u. s. w. Sie verdient es also wohl, daß wir sie kennen zu lernen und zu erlangen suchen; um so viel mehr, da wegen des genauen Zusammenhangs der intellektuellen und moralischen Beschaffenheiten des Menschen, auch die Einfalt des Herzens davon abhängt; die ja noch für eine wesentliche

Erforderniß eines guten Charakters ziemlich allgemein anerkannt wird.

Aber schwer ist's allerdings, von jener Geistesbeschaffenheit verständlich in Worten zu sagen, worinn sie eigentlich bestehe. Sie läßt sich denen, die sie nicht sonst schon, wenigstens durch ein dunkles Gefühl kennen, nicht wohl beschreiben. Die Natur des Einfältigen, des Einfachen bringt es ia so mit sich, daß der Begriff davon durch wörtliche Erklärungen nicht wohl erläutert werden kann. Würde es den Namen des Einfältigen, des Einfachen und Simpeln verdienen, wenn sich viel darüber sagen liesse? — Indessen, wer hat nicht wenigstens von der Sache überhaupt einigen Begriff? Diesen trage man über und wende ihn an auf alle die mancherley Verrichtungen des menschlichen Verstandes; so wird man sich auch von der Einfalt, von der Simplizität, in so fern sie eine wünschenswürdige Eigenschaft desselben ist, einige Vorstellung machen können.

Ueberhaupt ist das Einfache, das Einfältige dem Allzukünstlichen, dem durch vielfache Zusammensetzung Verworrenen, dem Unnatürlichen und Uebertriebenen entgegengesezt. Hieraus erhellet einmal schon so viel, daß es bey der Einfalt des Verstandes, wie

wir das Wort hier nehmen, nicht auf das Mehr oder Weniger in erworbenen Kenntnißen ankomme; sondern auf die Anordnung derselben im Kopf und auf die Anwendung und den Gebrauch, den man davon macht. Der größte Ignorant kann einen schiefen Kopf haben, und der Mann von den weitläufigsten Kenntnißen kann mit der ausgebreitetesten Gelehrtheit Einfalt des Geistes, Geradheit des Verstandes verbinden.

Nicht das, was man weiß, sondern wie man es weiß; nicht die Summe der Begriffe, sondern die Beschaffenheit derselben; nicht die Gegenstände, womit der Verstand sich beschäftiget, sondern die Art, wie er sich damit beschäftiget, ist es, was ihm den Anspruch auf die Eigenschaft, wovon die Rede ist, giebt oder abspricht. Und daß viele von dieser Eigenschaft gar keinen richtigen Begriff haben, zeigt sich eben unter anderm auch daraus, daß sie andern dieselbe beyzulegen oder abzusprechen geneigt sind, je nachdem sie wenig oder viel wissenschaftliche Kenntniße bey ihnen finden oder vermuthen. Auch giebt es wohl Leute, die z. Ex. einen Religions-Lehrer in Absicht auf die Nuzbarkeit seiner Unterweisungen dadurch verdächtig zu machen suchen, daß sie den Einfältigen, im gewöhnlichen Sinn des Worts, zu verstehen geben: der Mann habe studiert. Als wenn's eine so ganz

richtige Bemerkung wäre, was jener römische Landpfleger zum Apostel sagte: Paulus, du rasest; die große Kunst macht dich rasend.

Nein, noch einmal, die Einfalt des Verstandes besteht in der Art seiner Wirkungen, in der Weise, wie man ihn bey allen Gelegenheiten gebraucht: und diese kann gut seyn, wenn auch der Gegenstände noch so viele wären; und schlecht auch bey der eingeschränktesten Kenntniß und bey der dümmsten Unwissenheit. Sehen wir doch öfters im gemeinen Leben und Umgang Leute, die bey ihrer wirklichen oder affektirten Ignoranz durch die wunderlichsten Begriffe und Urtheile von den Dingen beweisen, daß sie einen schiefen Kopf haben: und meistens sizt diesen Leuten das Herz auch nicht am rechten Ort.

Denn was man auch von der Kluft, die zwischen Theorie und Praxis befestiget seyn soll, mit mehr oder weniger Grund sagen mag; so bleibt doch der Einfluß der Geistesbildung auf den Charakter; der Ideen und Urtheile auf die Gesinnungen unläugbar: und von einem Menschen, der natürlich und gerade zu denken und zu urtheilen gewohnt ist, kann man immer auch wahrscheinlich erwarten, daß er, wenn von Gesinnungen und Handlungen die Rede ist, nicht krumme Wege gehen werde.

Der Mensch von einfältigem Verstand sieht die Din-

ge so an, wie sie sich beym natürlichen, ungesuchten Anblick ihm präsentiren; seine Begriffe davon sind die Frucht des Eindrucks, welchen die wahrgenommenen Beschaffenheiten auf seine Vorstellungskraft gemacht haben, und aus dergleichen Begriffen fliessen seine Urtheile her. Er hat kein anderes Interesse, so oder anders von einer Sache zu denken, als Wahrheits-Liebe: und die Wahrheit glaubt er auf dem geraden Weg immer am leichtesten und sichersten zu finden. Keine Begierde sich von andern zu unterscheiden, keine Affektation von Wiz, kein Geist des Widerspruchs verführt ihn, für sich oder andere die Dinge in einen falschen Gesichts-Punkt zu stellen. Und wie er wahrnimmt, so empfindet er; Vergnügen bey dem, was er wahr und edel und schön findet, und Misvergnügen bey dem Gegentheil: warum sollte er nicht auch handeln wie er empfindet? Wenn das Herz bisweilen mit dem Kopf im Widerspruch zu seyn scheint; so ist immer viel darauf zu wetten, daß es mit diesem auch nicht ganz so richtig stehe, als man wohl meint. Und darauf mag es mit der vorhin erwähnten Disharmonie zwischen Theorie und Praxis in der Moral, zwischen Wissen und Thun größtentheils hinauslaufen.

Wahr bleibt's immer: Ein Mensch, in dem

kein falsch ist, wäre der rühmlichste Lobspruch, den man zu verdienen wünschen könnte. Welch ein liebenswürdiger Charakter in der Gesellschaft! Ueberall, im freundschaftlichen Gespräch und in den Geschäften des Lebens, bey der Erörterung einer Frage, und bey der Berichtigung einer Angelegenheit, weiß man, wie man mit ihm daran ist. Keine paradoxen Behauptungen beleidigen den Wahrheits-Freund, und keine wizlosen Anspielungen den Mann von Geschmack. Man wandelt immer auf geradem, ebenem Weg mit einem Menschen von diesem Charakter.

Vom Gefühl des Schicklichen.

Qui nil molitur inepte.

Der nichts Unschickliches beginnt.

Das wär' wohl der schönste Wahlspruch, den ein Mensch sich wählen könnte; wenn sich einer fände, der ihn für sich wählen — dürfte. Indessen, mehr oder weniger Anspruch mag doch immer einer vor dem andern darauf haben; und fortschreiten zum Ziel, wenn man es auch nicht ganz erreichte, ist allemal auch hier sehr viel werth. Es ist ja von nichts geringerm die

Rede, als von einer Beschaffenheit, die allein den Menschen zum brauchbaren und angenehmen Mitglied der Gesellschaft macht; und wenn sie nicht so häufig, als man's wünschen möchte, gefunden wird; so muß man, um allenfalls den Verdruß über ihre öftere Vermissung in etwas zu mäßigen, auch bedenken, daß wirklich sehr viel von Seite des Kopfs und Herzens dazu erfordert wird, wenn diese liebenswürdige und nuzbare Eigenschaft in einem etwas vorzüglichen Grad bey einem Menschen zu finden seyn soll.

Aber ja werth ist sie unsers eifrigsten Bestrebens und verdiente es, daß schon in der frühen Erziehung vorzügliche Rücksicht darauf genommen würde. Sie scheint zwar allerdings, so sehr als irgend eine andere, ein natürliches Geschick, eine angebohrne Anlage bey dem Menschen voraus zu setzen, weil so sehr viel dabey auf's Gefühl ankommt, und es meistens erst im Augenblick des Redens oder Handelns ausgemacht werden muß, was und wie man reden oder handeln soll. Indessen kann Ausbildung auch manches dazu beytragen; und da unstreitig Beurtheilungskraft und Geschmack, je nachdem es besser oder schlechter damit beschaffen ist, auf die schicklichere oder unschicklichere Art zu reden und zu handeln den stärksten Einfluß haben; so muß alles, wodurch diese angebaut und

gebildet werden können, auch ein Mittel seyn, das Gefühl der Schicklichkeit zu schärfen.

Am meisten scheint wohl dabey auf die Verbindung anzukommen, worin die Ideen in einem Kopf unter einander stehen, und nach welcher sie wechselsweise durch einander erweckt werden. Ist diese Verknüpfung der mancherley Vorstellungen mit einander wunderlich und unnatürlich; liegen die Materialien im Vorrathshaus des menschlichen Verstandes unordentlich unter einander; sind sie aus Nachläßigkeit oder aus Mangel der Kenntniß ihres verhältnißmäßigen Werths schlecht rangiert: so kann's wohl nicht anders seyn, als daß mancher Gedanke am unrechten Ort und zu unrechter Zeit zum Vorschein kommt, und Dinge gesagt oder gethan werden, die man jezt im geringsten nicht erwartete. Dadurch geht dann ihre ganze Brauchbarkeit verloren, und unvermeidlicher Eckel ist die Wirkung davon bey dem richtigern Beurtheiler, der den Mißklang fühlt zwischen Reden oder Handlungen, und den Umständen, worin sie gesagt oder gethan worden sind. Ihrem Urheber bleibt dann höchstens das zweydeutige Lob übrig: Er habe es doch gut gemeint.

Wirklich ein zweydeutiges Lob, das dem schwachen Herzen auf Kosten des noch schwächern Kopfs nur zu oft ertheilt wird. Was wir reden oder thun, kann

doch eigentlich nur in so fern einen wahren Werth haben, als es vorher vernünftig überlegt worden, und das Wort oder die That einer richtig denkenden Seele ist, die sich allerdings das richtige Denken schon so angewöhnt hat, daß sie nicht eben immer in jedem vorkommenden Fall förmliche Ueberlegungen über das, was schicklich sey, anzustellen braucht.

Es ist eine nicht geringe Plage des gesellschaftlichen Lebens, öfters mit dergleichen blos gutmeinenden Geschöpfen zusammen zu kommen, die ohne Rücksicht auf Personen, Veranlassungen und Umstände reden, was ihnen nun eben einfällt, und thun, was ihnen in den Sinn kommt; unbekümmert, was diejenigen, die sie reden hören und handeln sehen, dabey empfinden mögen. Alle Augenblicke ist man im Fall, ihnen eine Grobheit zu gut halten, eine Beleidigung verzeihen zu müßen. Und wenn man auch nicht selbst der Gegenstand ihrer unschicklichen Reden und Handlungen ist, so ist es doch immer für ein feineres und richtigeres Gefühl unangenehm, so vieles zu hören und zu sehen, was nun eigentlich hieher gar nicht gehörte.

Welche Würze des Lebens hingegen ist nicht der Umgang mit Leuten, deren Reden und Handlungen alle ein feines Gefühl der Schicklichkeit begleitet!

die immer nur, und mit feiner, ungezwungener Wahl, dasjenige über jeden vorkommenden Gegenstand sagen, was sich am schicklichsten darüber sagen läßt; aus deren Mund jedes Wort, nicht ein Honigsüßes abgeschmacktes Kompliment, aber eine wahre Höflichkeits-Bezeugung ist, weil man's fühlt, daß sie mit sorgfältiger Discretion alles vermeiden, was den Verdacht veranlassen könnte, als trauten sie denen, in deren Gegenwart sie sprechen, kein feines Gefühl oder keine richtige Beurtheilungskraft zu. Ihre Sorgfalt mag bisweilen verlohren gehen: aber sie mögen es nur nicht bereuen, Perlen bisweilen vorzulegen, denen sie nicht gehören: Das dankbare Gefühl weniger empfindungsvoller Kenner ersezt ihnen den Undank stupider Köpfe und gefühlloser Herzen.

Wirklich ist die Empfindung der Schicklichkeit in Reden und Handlungen ganz eigentlich dasjenige, was das Wesen der Urbanität oder der wahren Höflichkeit ausmacht. Aber die Menschen haben auch hier über der steifen Anhänglichkeit an Ceremoniel und Aeußerlichkeiten den Geist der Sache verlohren; und so kommt's denn, daß sie oft bey allem äußerlichen Anschein von Höflichkeit die größten Unhöflichkeiten begehen, indem sie Personen und Umstände nicht

zu unterscheiden wissen. Ich glaube, es war der Verfasser von Sophiens Reise, der es für eine unverschämte Frechheit an gewissen Leuten erklärt, wenn sie sich's herausnehmen, Traurige trösten zu wollen. Mögen sie immer ihre Condolenz-Visiten bey denen abstatten, die, weil ihnen der Tod nichts genommen, als was sie ihm gern überließen, ruhigen Gemüthes genug sind, um leere Worte allenfalls ohne innerliches Aergerniß anzuhören; aber gegen den herzlich Betrübten ist es wahre Beleidigung, wenn man ihn auf gleichen Fuß behandelt, wie den, dessen ganze Trauer blos im schwarzen Kleide besteht. Das ist nur ein Beyspiel, wie das, was man zur Höflichkeit zählt, Unhöflichkeit wird, wenn es vom Gefühl der Schicklichkeit verlassen ist.

Immer nur dasjenige zu sagen, was sich am besten für jeden Anlaß schickt, ist freylich nicht jedermanns Sache. Aber dann giebt's ja ein Mittel, sich dafür zu verwahren, daß man wenigstens nichts Unschickliches sage; und dieses Mittel ist — Schweigen. Aber das thun meistens diejenigen am seltensten, die eben darum, weil ihnen jene Empfindung des Schicklichen fehlt, auch nicht fühlen, wann es schicklich ist, zu schweigen. Weil sie die Dinge nicht nach ihren wahren Verhältnissen kennen, und es mit

diesen Verhältnissen nicht so genau nehmen; so finden sie manchmal passend, was nichts weniger, als so, ist, und weil sie nach der löblichen Gewohnheit, andere nach sich selbst zu beurtheilen, ihnen nicht mehr Geschmack und Beurtheilung zutrauen, als sie selbst haben, so wenden sie keine Sorgfalt auf die Auswahl dessen, was sie sagen und thun.

Am meisten beleidiget das Unschickliche den guten Geschmack, wenn es nicht blos am unrechten Ort angebracht, sondern noch dazu ganz unnatürlich ist; eine weitläufige studirte Rede von weit her entlehntem Inhalt, wenn es darum zu thun ist, auf eine zufällige Anfrage eine leicht zu findende Antwort zu geben; ein strafender Propheten-Ton in dem Munde eines jungen Menschen, wenn er zu Leuten spricht, die auf keine Weise unter seiner Aufsicht stehen; ein zierlich in abwechselnden Phrasen und sorgfältig gewählten Redner-Figuren abgefaßtes weitläufiges Gebet zu dem, der auf's Herz siehet, und seine geheimsten Wünsche kennet, ehe wir sie sagen: und wer wollte sie alle aufzählen, die verschiedenen Fälle, wo so häuffg gegen das Gefühl der Schicklichkeit gesündiget; dem Mann von Geschmack und Urtheilskraft so manches Mißvergnügen verursachet, und dem Beleidiger jenes Gefühls selbst so manche Veranlassung

zur Reue über das, was er Unschickliches sagte und that, zubereitet wird! — Aufklärung der Vernunft, Bildung des Geschmacks, Ordnung der Begriffe, Aufmerksamkeit auf Umstände und Anlässe, nnd tiefempfundene Werthschäzung alles dessen, was natürlich ist; ein helldenkender, wohlgeordneter Kopf, und ein Herz, welches an dem Zustand anderer Theil nimmt, kann allein jenes Gefühl, von dem die Rede war, bilden und schärfen.

Vom Mißbrauch der Worte.

Er ist ein Frommer; — hört man so manchmal über Leute sagen, denen man mit dieser Benennung nichts weniger, als Ehre zu erweisen im Sinn hat. Und doch wüßte ich, wenn das Wort in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wird, keinen rühmlichern Namen, den man einem Menschen geben könnte, als gerade diesen. Selbst alle diejenigen, die gemeiniglich einen beschimpfenden Sinn damit verbinden, würden es doch schwerlich läugnen wollen, daß die Gemüths-Verfassung, die dieses Wort ursprünglich bezeichnen sollte, dem vernünftigen Men-

schen mehr, als irgend eine andere, Ehre mache. Verächtliches liegt doch gewiß nichts in der Denkungsart und Gesinnung, welche die Ehrfurcht gegen das höchste Wesen und die gewissenhafte Sorgfalt, ihm durch unsre Aufführung zu gefallen, der menschlichen Seele natürlicher Weise einflößt. Wenn die öftere Beschäftigung mit diesem Gegenstand, dem höchsten und würdigsten, den wir uns denken können, etwas Beschämendes an sich haben oder ihr Einfluß auf unsere Gesinnungen und Handlungen geheim gehalten werden müßte, nur um uns dem Tadel der Welt nicht auszusezen: so wüßte ich wahrlich nicht, welcher anderen Beschäftigung wir uns mit Recht rühmen, oder für was für Gesinnungen und Handlungen wir einigen verdienten Beyfall erwarten könnten.

Aber, sagen diejenigen, die mit der Benennung eines Frommen eine schimpfliche Bedeutung verbinden; aber so verstehen wir das Wort ja nicht, und wir sind weit davon entfernt, durch die Anwendung, die wir davon machen, die wahre Gottesverehrung für etwas Verächtliches ausgeben zu wollen. — Ich kann diese Ausflucht, über deren Werth vielleicht nachher noch etwas gesagt werden soll, gelten lassen, und doch diejenigen, die sie brauchen, mit Recht fragen: Warum sie denn zur Bezeichnung eines schlech-

ten Charakters gerade einen Namen misbrauchen, der sonst, und zwar nach seiner ursprünglichen Bestimmung, das eigentliche Gegentheil desselben ausdrücken sollte?

Ich weiß auch auf diese Frage eine Antwort, die aber mehr die Art, wie dieser Misbrauch eines sonst rühmlichen Namens entstanden ist, erklärt, als daß sie den Misbrauch selbst rechtfertigen könnte. Es hat nemlich immer Leute gegeben, die sich den Ruf frommer Personen gern so wohlfeil, als möglich, verschaffen wollten, und weil die innere Herzensverfassung, die dazu gehört, mit mancherley unangenehmen Aufopferungen verbunden ist, um mehrerer Bequemlichkeit willen sich damit begnügten, dasjenige, was sie nicht seyn wollten oder konnten, wenigstens zu scheinen; in der Hoffnung, daß andere nicht so leicht durch den falschen äußerlichen Schein hindurch sehen, sondern kurzsichtig oder leichtgläubig genug seyn würden, sie für dasjenige zu halten, wofür sie sich ausgaben. Bey vielen gelang es ihnen, den Namen der Frommen zu erhalten, und diesen Namen gaben ihnen dann auch diejenigen, die sich durch ihre Larve nicht täuschen ließen; und verbanden nun eine um so viel schimpflichere Bedeutung damit, je verächtlicher auch in den Augen des

Unredlichsten der Charakter eines Heuchlers ist, wenn er ihn an andern wahrnimmt. Selbst die Anmassung desselben, unsere Beurtheilungskraft betrügen zu wollen, vermehrt nach der Entdeckung seiner für uns beleidigenden Absichten, die Verachtung, womit wir nun den entlarvten Scheinheiligen ansehen und behandeln. Aber dadurch, daß manche das nicht sind, was sie scheinen wollen, verdienen ja diejenigen, die es wirklich sind, noch nicht, daß man sie durch die Uebertragung ihres eigenthümlichen Namens auf jene bey Unverständigen der Gefahr aussetze, mit gleicher Verachtung beurtheilt und behandelt zu werden.

Und das ist eben die unglückliche Folge von der Verbindung zweyer entgegen gesezter Begriffe mit ebendemselben Wort. Wenn nun, wie es öfters geschieht, und wie es gerade bey unserm Beyspiel der Fall ist, wenn nun die schlechtere Bedeutung im gemeinen Leben am häufigsten mit dem Wort verbunden wird; so wird sie auch bey jeder Nennung desselben zuerst und am leichtesten in dem Gemüth erweckt werden, und so lang nicht für den edlern Sinn ein anderer eigener Name gebraucht wird, so ist die Sache selbst in Gefahr verächtlich zu werden.

Die gewöhnlichste Bedeutung, wenn sie schon nicht

die eigentlichste oder richtigste ist, hängt nun dem Wort immer, so oft es vorkommt, etwas von dem Verächtlichen an, das man sich am häufigsten dabey zu denken pflegt. Frömmigkeit ist dann gemeiniglich ein gleichbedeutender Name mit Heucheley, und mancher nimmt sich aufs sorgfältigste in Acht, ja nichts in seinen Reden oder Handlungen merken zu lassen, was ihm den Namen eines Frommen zuziehen könnte; und wie könnte er anders, als diejenigen verachten, mit denen er für alles in der Welt nicht einerley Benennung tragen möchte? Man müßte die Kleinmüthigkeit so vieler Menschen, sich über herrschende Vorurtheile hinaus zu sezen, wenig kennen, wenn man das nicht sehr natürlich fände. Aber darum ist es nicht weniger zu bedauren, daß eine an sich höchst schäzbare Sache durch eine unüberlegte Namen-Verwirrung in mancher Augen verächtlich werden muß; und wer sich durch einen solchen Misbrauch der Worte verleiten läßt, dasjenige, was unsere Werthschäzung verdient, zu verachten, zeigt eben auch weder viel Urtheilskraft, noch eine männliche Entschlossenheit.

Was nüzt es, dasjenige verächtlich machen, was erhaben ist? sagt Rousseau in seinem Emil bey Gelegenheit der rührenden Schilderung,

die er uns von seinen beyden Liebenden macht, wie auf ihren einsamen Spaziergängen durch die Betrachtung der Wunder der Natur ihre unschuldigen und reinen Herzen sich zum Urheber derselben erhoben, in dessen für sie nicht furchtbaren Gegenwart sie einander ihre Empfindungen mittheilten. In der That, was soll das verkehrte Urtheil von Leuten, die Sclaven der Worte sind, und den Werth der Dinge verkennen, was soll es uns hindern, dasjenige hoch zu schäzen, was unserer Verehrung würdig ist? Wollen wir darum weniger durch den edeln Gebrauch unserer Geistes-Kräfte zur Erforschung der Eigenschaften und Ursachen der Dinge den Namen der Freunde der Weisheit zu verdienen suchen, weil es gewissen Leuten beliebt, diese und die Ungläubigen unter der gleichen in ihrem Munde verächtlichen Benennung der Philosophen zu begreifen? Wirklich machen sich in Ansehung dieses Namens viele einer ähnlichen Unbilligkeit schuldig, die sich sonst, und mit Recht, darüber beklagen, daß man der Benennung eines Frommen, die sie für ihren Ruhm halten, eine schimpfliche Bedeutung gegeben hat.

Wortstreitigkeiten sind die natürlichen Folgen von dem Mangel der Genauigkeit in der Bezeichnung der Begriffe. Und man weiß ja, wie sehr oft schon die

weitläufigsten und hizigsten Untersuchungen im Grunde nichts weiter, als das, gewesen sind; wie sie mit wenig Worten und in kurzer Zeit hätten entschieden werden können, wenn ein jeder von den Streitenden seine von dem andern verschiedene Meinung auch mit andern Worten ausgedrückt und nicht durch den unschicklichen Gebrauch eben der Zeichen, deren sich der andere bediente, Anlaß gegeben hätte zu denken, er behaupte das Gegentheil, da sie doch im Grund einerley dachten. Wehe dem Unerfahrnen in der gelehrten Fechtkunst, wenn er von solchen Auftritten Zeuge seyn muß, oder gar dadurch unterrichtet werden soll! Verwirrung in seinen Begriffen, Ungewißheit in Ansehung der Vorstellungen, die er sich von den Dingen machen soll, ist noch das geringste Uebel, das für ihn daraus entstehen muß; und er ist glücklich, wenn er der Gefahr entgeht, gegen alle Wahrheit gleichgültig oder ein Raub quälender Zweifelsucht zu werden.

Wahrlich der kostbare Vorzug, unsere Begriffe mit Worten zu bezeichnen und durch ihre Mittheilung zu berichtigen und zu vermehren, verdiente es wohl, sorgfältiger und gewissenhafter von uns behandelt zu werden. Warum soll das brauchbarste Mittel unserer Aufklärung eines der schädlichsten Hindernisse der-

selben werden, indem es durch seinen Misbrauch Verwirrung der Begriffe veranlaßt, und zur Verschwendung der Zeit und Geisteskräfte in unfruchtbaren Wortstreitigkeiten Gelegenheit giebt, da wir beyde ungleich besser und würdiger zur Erforschung der Wahrheit anwenden könnten? Wem es um diese zu thun ist, der überlasse jenen verachtungswürdigen Kunstgriff den Sophisten und Vertheidigern paradoxer Säze, für die sie nur im Kleid solcher Ausdrücke, bey denen man sonst etwas ganz anders zu denken gewohnt ist, einigen Beyfall erwarten können: wie die Miene und Sprache auf das äußerliche Ansehen eines ehrlichen Mannes den Betrüger verbergen muß, der in seiner natürlichen Gestalt nicht leicht jemand verleiten würde, ihn für etwas besseres zu halten, als er wirklich ist.

Von der Vaterlands-Liebe.

Der alte Spruch: „Ueberall, wo einem wohlgeht, ist Vaterland“; mag als Beruhigung gelten für diejenigen, die, aus was für Gründen es sey, ihr Leben außer dem Land zubringen müßen, wo sie es

empfangen und zuerst genossen hatten. Aber Mißbrauch wäre es, mit dem Ausspruch eines Verbannten ein edles, natürliches Gefühl unterdrücken zu wollen, welches dem Menschen zu den wohlthätigsten Absichten gegeben worden. Zwar mögen kalte Seelen sich finden, die auch hier nichts als Chimäre, Einbildung und Schwärmerey sehen. Es wird uns erlaubt seyn, den edelsten Menschen aller Zeiten beyzustimmen, welche dieses Gefühl kannten und ehrten und dazu brauchten, wozu es dem Menschen gegeben ist. Die christliche Religion, (welcher man es mit großem Unrecht vorgeworfen hat, daß sie die Vaterlands-Liebe ihren Bekennern nicht zur Pflicht macht) sezt ja augenscheinlich diese Empfindungen und ihre Werthschäzung bey dem Menschen voraus, wenn sie ihm das bessere Leben, zu dem er sich hier vorbereiten soll, unter dem lieblichen, anziehenden Bilde seines wahren Vaterlandes vorstellt, um sein Bestreben nach demselben eifriger und thätiger zu machen.

Süsser als Vaterland ist nichts auf Erden zu finden;

sagte Ulysses zum Alcinous; und noch einmal:

Nichts ist doch' süsser, als unsere Heimat und Eltern,

Wenn man auch in der Fern' ein Haus voll köstlicher Güter,

Unter fremden Leuten, getrennt von den Seinen, bewohnet!

Und Cicero erkennt auch hierin den gepriesenen Weisen Homers, der sein felsigtes Nest in Ithaka der Unsterblichkeit auf Calypsos Insel und dem Wohlleben im Pallast des Phäacischen Königes vorzog.

Es ist aber mit der Vaterlands-Liebe, wie mit jeder Art der Liebe, was sie auch für einen Gegenstand haben mag. Sie kann blos sinnlich, oder auch von höherer und edlerer Natur seyn. Wenn diese des vernünftigen Menschen würdiger ist, so verdient jene darum noch nicht an sich selbst getadelt zu werden, weil sie in ihrer Art eben so natürlich ist. Nicht jedes Land hat in seiner Lage und ganzen äußerlichen Beschaffenheit den gleichen Reiz für seine Eingebohrnen. Wer wird es dem Schweizer verdenken, wenn er für sein mit allen angenehmen und erhabenen Schönheiten der Natur geschmücktes Vaterland mehr Anhänglichkeit fühlet, als ein anderer für das seinige, wenn ihm diese Vorzüge mangeln? Die sandigten Wüsten Lybiens und Grönlands unfruchtbare Eis-Hügel können nicht die gleiche Empfindung erweken und lebendig erhalten, wie die paradisischen Gefilde

der Jonischen Küste; in so fern nemlich blos von sinnlicher Empfindung die Rede ist.

Aber davon soll hier nicht allein oder vorzüglich die Rede seyn. Eine Vaterlands-Liebe blos von dieser Art wäre gleich der Verliebtheit eines Jünglings, die nur eine schöne Figur zum Gegenstand hat. Zwar in so fern natürlich, als Schönheit von jeder Art gefallen muß; aber zu wenig einer immerwährenden Dauer versichert, und zu schwach um die Wirkungen hervor zu bringen, um deren willen allein die Vaterlands-Liebe eine heilige Pflicht jedes Edelgesinnten genennt zu werden verdient.

Mag immer die süße Erinnerung an die anmuthsvollen Gegenden, wo man seine ersten Lebens-Jahre genossen; mag das lebendige Andenken an den Aufenthalt unserer Kindheit und Jugend, das vor der Seele schwebende Bild des geliebten Landes, in dessen Schooß wir gebohren und erzogen worden; mag die dadurch erweckte und genährte Empfindung in der Entfernung davon unsere Sehnsucht nach der Rükkehr verstärken; uns mit mächtigem Zug dahin führen, wo wir immer am liebsten waren, und den Entschluß auf immer befestigen, das väterliche Land vorzüglich vor allen andern zum beständigen Aufenthalt zu wählen! Das Gefühl ist, wie gesagt, natür-

lich; aber es ist noch nicht eigentlich das, was im edlern Sinn des Wortes Vaterlands-Liebe genennt zu werden verdient. Denn Heimweh ist nicht Vaterlands-Liebe, wie wir es hier verstehen. Es kann Gründe geben, die jene Empfindung, wenigstens das Nachhängen derselben, für thöricht erklären, und ihre Unterdrückung dem vernünftigen Menschen zur Pflicht machen. Aber welche Gründe können ihn, ich will nicht sagen verpflichten, nur entschuldigen, wenn er sein Vaterland zu lieben aufhört? Außerdem kann die blos sinnliche Liebe auch hier, wie in andern Fällen, durch den gewohnten Genuß geschwächt, oder von einem andern Gegenstand an sich gezogen werden; ein fremdes Land kann, in so fern blos von der äußerlichen Beschaffenheit die Rede ist, vor dem Vaterland Vorzüge haben, die aber niemals von der Liebe, die man diesem schuldig ist, lossprechen können. Also muß sie, wenn sie den heiligen Namen der Pflicht verdienen, und ihre erwartete Wirkung thun soll, einen festern Grund haben; aus einer reinern Quelle entspringen.

Und die wäre denn die moralische Verbindung, worin jeder Bürger mit seinem Vaterland steht; das dankbare Gefühl der Vortheile, die er demselben zu danken hat, und die Ueberzeugung, daß das Ganze nur durch den Beytrag aller einzelnen Glieder so

vollkommen und glücklich werden kann, als es an sich möglich ist. Was weiters hierüber gesagt werden müßte, kann wohl nicht besser gesagt werden, als es Plato dem Sokrates in den Mund legt, da Crito ihn bereden wollte, sich durch eine heimliche Flucht aus dem Gefängniß dem von der Athenienſiſchen Obrigkeit über ihn gefällten Urtheil zu entziehen. Aber hier ist nicht Raum, die Vorstellungen, womit der verehrenswürdige Weise diesen Vorschlag des gutmeinenden Schülers ablehnte, anzuführen.

Wer mit dem hochtönenden Namen eines Cosmopoliten sich von der Vaterlands-Liebe lossagen will, gehört wohl so ziemlich in eine Classe mit denen, die mit ihrer vorgeblichen allgemeinen Menschenliebe großthun, um damit ihren Mangel an Bürger- und Freundesliebe zu decken. Als Herzens-Gesinnung muß die Liebe freilich nicht auf diese oder jene Gegenstände eingeschränkt werden; aber die Ohnmacht und die natürlichen Gränzen der menschlichen Kräfte machen doch eine eingeschränktere Sphäre nothwendig, wenn von Ausübung und Thätigkeit die Rede ist.

Und allerdings ist hier vorzüglich davon die Rede. Der Name eines Patrioten ist ein zu schöner Name, und er giebt dem, der ihn verdient, einen Platz in

einer allzu edeln Gesellschaft, als daß man ihn einem jeden zugestehen könnte, der, ohne sich mit Thaten zu rechtfertigen und diesen Adel zu beweisen, darauf Anspruch macht.

Freilich ist nicht jeder dazu berufen, den süßen und schönen Tod für's Vaterland zu sterben; das hängt von Zeiten und Umständen ab; aber es ist, wenn schon die größte und auffallendste, doch nicht die einzige oder allein verdienstliche Probe der Vaterlands-Liebe. Es gehört darunter alles, was aus diesem Beweggrund und in der Absicht gethan wird, die gemeinschaftliche Wohlfahrt zu befördern, zu erhalten und zu schützen. Und dieser Anläße giebt es so viele, daß schwerlich ein Mitglied eines Staats an einer so unbedeutenden Stelle stehen kann, wo es sich nicht, wenn schon nicht im Munde der Fama den Namen, doch das Verdienst eines Patrioten erwerben kann; welches denn wohl noch wichtiger ist, als jenes.

Der geschikte und gewissenhafte Handwerker, der es durch gute Arbeit hindert, daß man das Geld nicht auswärts zu schicken versucht wird; der fleißige und erfindsame Künstler, der seinem Vaterland Ehre und Vortheil verschaft; der Vater und die Mutter, die ihm rechtschaffne und brauchbare Bürger erziehen; der Lehrer, der seine Schüler zur Weisheit und Tu-

gend bildet; jeder, der durch Worte und Thaten, durch Lehre und Beyspiel den guten Einrichtungen Achtung und Folgsamkeit verschaft; die Ehrfurcht gegen die Geseze erhält; dem einreißenden Sitten-Verderbniß entgegen arbeitet, der mit Rath und That, mit Aufmunterung und Unterstützung, mit seinem Credit und Vermögen dem Guten forthilft, das Nützliche befördert, das Schädliche verdrängt: — Warum sollte nicht jeder von diesen, wenn er's aus Vaterlands-Liebe thut, den Patrioten-Namen eben so gut verdienen, als der Regent, der durch weise Gesetze und ihre Handhabung des Landes Wohlfahrt fest gründet, und der Held, der sie mit Aufopferung seines Lebens gegen die Feinde vertheidiget?

Und das alles vermag die Vaterlands-Liebe, diese herzliche Anhänglichkeit, nicht so wohl an den Theil des Erdbodens, wo man das Leben zuerst empfangen und genossen, als vielmehr an die Gesellschaft, deren Mitglied man ist; an den Staat, dessen Veranstaltungen und Einrichtungen man die schätzbaren Vortheile der Erziehung und Unterweisung, des glücklichen Fortgangs seiner Unternehmungen, der Sicherheit seines Eigenthums und des Schutzes gegen alle gewaltsamen oder betrügerischen Eingriffe in seine Rechte verdankt. Das vermag die lebendige Ueber-

zeugung, daß man als Theil des Ganzen zur Vollkommenheit und Glückseligkeit desselben auch das seinige beytragen müße, und daß man an der allgemeinen Wohlfahrt auch wieder seinen sichern Antheil haben werde.

Sollte sie denn nicht werth seyn, diese wohlthätige Empfindung oder Gesinnung; — deren herrlichste Beyspiele man freylich häufiger in der alten als in der neuesten Geschichte antrift: — sollte sie nicht werth seyn, mit mehr Eifer und Sorgfalt in die jungen Gemüther gepflanzt, angelegentlicher gepflegt und genährt zu werden, als es bey dem ziemlich allgemein herrschenden Kaltsinn gegen alles, was edel und groß ist, zu geschehen pflegt? Wo wollet ihr die Früchte hernehmen, wenn der Baum erstorben ist? Wenn die Triebfeder abgespannt ist, so kann ja die Maschine ihre Dienste nicht mehr leisten.

Ueber die Freude an der Natur.

Das in der Ueberschrift angekündigte Thema ist so reich und unerschöpflich, daß man sich keine Hofnung machen darf, irgend einem theilnehmenden Leser ein Genüge leisten zu können. Aber wen sollte nicht sein

eigenes Gefühl in den Stand setzen, hinzuzudenken, was ihm zu mangeln scheint? — Ohnedem sind es nicht die Kenner derjenigen Freude, wovon hier die Rede seyn soll, für die ein Aufsaz von diesem Inhalt bestimmt seyn kann. Was sollte ihnen die Empfehlung einer Quelle des Vergnügens, woraus sie schon lange mit vollen Zügen getrunken haben? — Höchstens könnte der eine oder andere daran erinnert werden, daß sich noch mehr daraus schöpfen läßt, als er vielleicht bisher darin zu finden geglaubt hat.

Aber, so wenig man es vermuthen sollte, giebt es doch immer noch Menschen, für welche die große Freudenquelle der Natur umsonst geöffnet ist; oder die wenigstens, es mag nun Mangel an Kenntniß oder an Geschmack schuld daran seyn, lange nicht den Genuß davon haben, der jeden, welcher gern fröhlich seyn möchte, seines Wunsches am beßten gewähren könnte. — Freude ist das gemeinschaftliche Bedürfniß der Menschheit; und es ist dafür gesorgt, daß alle ihre Befriedigung finden können, wenn sie dieselbe nur mit der erforderlichen Gemüthsstimmung da suchen, wo sie für alle am zuverläßigsten zu finden ist. — Aber freylich auf die Gemüthsstimmung kömmt alles an; wie es der Natur der Sache nach nicht anders seyn kann,

so bald vom Genuß der Glückseligkeit die Rede ist. Ohne Empfänglichkeit auf Seite des Menschen ist das Schöne und Gute, was ihn vergnügt und glücklich machen sollte, für ihn umsonst da. Und die Unfähigkeit, an der Natur Freude zu haben, wenn sie in der Seele ihren Grund hat, ist ein doppeltes Unglück: sie beraubt nicht blos eines angenehmen Genusses; sondern sezt noch außerdem eine Gemüthsverfassung voraus, die den Menschen in mancher andern Absicht schlechter macht, als er im entgegengesetzten Fall seyn würde.

Die Freude an der Natur sollte dem Menschen so natürlich seyn, als es ihr Gegenstand ist. Sein ganzes Wesen ist ja in seinem gesunden Zustand dazu eingerichtet, daß er sie genießen kann. Ueberall umringt von Veranlassungen und Aufforderungen dazu, stehen alle seine Sinnen ihrem Einfluß offen; und diese Freude hat alle Eigenschaften, die man sich bey dem schäzbarsten Vergnügen wünschen mag. Leicht genießbar; keine kostbaren oder weitläufigen Zurüstungen fordernd; mannigfaltig und abwechselnd; keiner Gefahr, durch übermäßigen Genuß schädlich zu werden, ausgesezt; jedem, ohne Ausschluß des andern, offen stehend, und eben darum unbeneidet von jedem andern, er mag Antheil daran nehmen oder nicht: — Giebt es wohl

eine andere Freude, die sich aller dieser vereinigten Vortheile rühmen kann?

Man braucht, um sich über die Natur freuen zu können, eben nicht Eigenthums-Herr von einem grössern oder kleinern Theil der Erde zu seyn. Die Pracht der auf- und untergehenden Sonne erquickt jedes Aug, welches Zuschauer des herrlichen Auftritts ist. Die Bäume blühen, die Wiesen und Saatfelder grünen, die Vögel singen ihr Lied, die Blumen glänzen und duften für jeden, der offne Sinnen hat die Annehmlichkeiten zu genießen; und oft genießt derjenige mehr davon, dem sie nicht eigenthümlich angehören, als derjenige, dessen Eigenthum sie sind.

Abwechslung und Mannigfaltigkeit ist ein nothwendiges Erforderniß, wenn nicht Ueberdruß die Stelle des Vergnügens einnehmen soll. Und wo ist sie größer, als bey den Veranlassungen zur Freude, die uns die Natur anbietet? Mannigfaltig in ihren gleichzeitigen und in ihren aufeinander folgenden Gestalten läßt sie keiner Ermüdung und keinem Eckel Raum. Die abwechselnden Auftritte der verschiedenen Jahreszeiten; die immer veränderten Dekorazionen des großen Schauplatzes der Natur; die Erde jezt mit Schnee, und dann wieder mit grünen Saaten oder goldenen Halmen bedeckt; die Bäume bald mit lieblicher Blüthe

und bald mit reitzenden Früchten geschmückt; das große Himmelsgewölbe von den Sonnenstrahlen erleuchtet oder mit unzählbaren Sternen besäet: — Wen hat jemals dieser Anblick ermüdet, wie die theuererkauften Vergnügungen von Menschen-Erfindung so oft diejenigen ermüden, die man doch bey ihrem Genuß für so glücklich hält?

Freuden, die von der Art sind, daß man sie nicht wohl ohne Ausschließung anderer, oder gar nicht einmal ohne Aufopferungen von Seite anderer genießen kann; solche Freuden können einem gutgesinnten Herzen niemals einen ganz frohen Genuß gewähren. Theilnehmung so vieler, als nur immer daran Theil nehmen können, gehört mit zu dem reinen, ungestörten Genuß des Vergnügens; und der Gedanke, dieser oder jener leidet durch die Entbehrung dessen, was er gern mitgenießen möchte und nicht kann; oder gar durch den ihm lästigen Beytrag, wodurch er mein Vergnügen befördern helfen müßte; dieser Gedanke, dünkt mich, müsse für eine gutdenkende Seele eine bittere Beymischung seyn in den Freudenbecher, den sie lieber mit andern theilen, oder wenigstens, ohne daß es jemand einen unzufriedenen Seufzer koste, trinken möchte. Die Natur gewähret uns dieses reine, unverbittertе Vergnügen. Wenn wir es genießen, ohne

daß andere mit uns Theil daran nehmen, so ist's wenigstens nicht unsere Schuld. Die reiche, unerschöpfliche Quelle steht jedem offen, und reichet für alle zu. Keiner entbehrt dasjenige, was der andere mit ihm genießt.

Ich rede, wie man sieht, nicht von dem gröbern, körperlichen Genuß, der die Gaben der Natur verzehrt; sondern von dem geistigern, der uns freylich auch durch die Sinnen zu Theil wird, woran aber die Seele durch ihr Gefühl für Schönheit, Pracht und Harmonie immer den größten Antheil hat. Jedem sehenden Aug erscheint ja die majestätische Sonne und der sanft leuchtende Mond; für jeden geöfneten Blick sind sie da, die Bäume voll Blüthen, die blumigten Wiesen und Saaten-reichen Feldern, die Höhen mit grünenden Wäldern bedeckt, und die von der Sonne vergoldeten Wolken, die im Aufgang und Niedergang schweben. Die liebliche Musik der frohen Luftbewohner ertönt in jedes Ohr und die Blumen verbreiten ihre Wohlgerüche für alle.

Eben weil diese Freude Freude an der Natur ist, so kann sie durch keinen übermäßigen Genuß schädlich werden; wie es so oft diejenigen Vergnügen sind, welche die Menschen sich selbst machen; und eben darum wird auch die Theilnehmung an derselben durch keine sie begleitende Reue verbittert. Unschuldig nach

ihrer ganzen Beschaffenheit, bestimmt von uns genossen zu werden und ganz unserer körperlichen und geistigen Einrichtung angemessen, können wir uns ohne alle Besorgniß und Bedenklichkeit ihr ganz überlassen.

Wenn etwas diese Freude an der Natur, in so fern sie von verständigen Wesen genossen wird, noch erhöhen kann; so ist's der Gedanke an den Urheber von aller dieser Größe und Schönheit, die unsere Sinnen erfreut, und unsere theilnehmende Seele entzückt. Der Gedanke, daß das alles, was wir genießen, was wir sehen und fühlen und bewundern; was unsern Verstand beschäftiget und unser Herz mit mannigfaltigen frohen Empfindungen durchströmet; daß alles dieses das Werk einer unendlichen Macht und Weisheit und Güte sey: Dieser Gedanke giebt unserer theilnehmenden Freude an allen den Schönheiten und Wundern eine Hoheit und Würde, wodurch sie jedes Vergnügen von anderer Art sehr weit übertreffen muß. Die immer erneuerte Vorstellung, die immer gegenwärtige Erinnerung eines unendlichen, höchst vollkommenen Geistes, der alles belebt, und anordnet und erhält; durch dessen Kraft alles ist, nach dessen Willen alles geschieht, nach dessen Gesetzen alle Veränderungen sich zutragen; was muß nicht diese Vorstellung und Erinnerung vermögen, wenn das

Herz gewöhnt und geneigt ist, sie durch alle Veranlassungen in sich erwecken zu lassen. Und dieser Veranlassungen giebt es ja so viele. Ueberall in den Fußstapfen einer göttlichen Weisheit und Güte zu wandeln; überall die Spuren einer alles regierenden, alles aufs beste anordnenden Macht zu entdecken: wie muß diese Gemüthsstimmung alle Freuden veredeln, welche die Natur uns anbietet! Jedes Vergnügen erhöhen, welches diese Dienerin der Gottheit uns von dem Vater Aller zum Beweis seiner für uns sorgenden Liebe zu geniessen giebt!

Es ist ja zum frohen Genuß eines Glücks nicht gleichgültig, woher es uns komme; nicht einerley, ob wir es als ein Geschenk des Zufalls, oder als ein Zeichen von der Zuneigung dessen, der es uns giebt, anzusehen haben. Die Natur mit allem, was sie schönes und großes hat, muß also, als das Werk einer weisen und gütigen Gottheit betrachtet; das Weltgebäude, als das unermeßliche Reich des ewigen Geistes, muß Empfindungen in dem Herzen erwecken, wovon derjenige nichts fühlt, dem dieser herzerhebende Gedanke fremd ist. — Aber wem sollte er fremd seyn, da ihn die ganze Schöpfung rings um uns her mit lauter Stimme in unsere Seele ruft, und jeder Anblick der Natur sein Andenken erneuern muß?

Brief an einen Schüler der Theologie.

Willkommen, Freund, in der schönsten Provinz des Reichs der Wahrheit! Ob sie dieses Namens werth sey, oder ihn erst durch verbesserte Kultur verdienen könne, mag jezt ununtersucht bleiben. Immer könnt' ich sie so nennen, wenn auch nur, im Fall sie gehörig gebaut würden, ihre Gefilde die schönsten und fruchtbarsten, und ihre Produckte die süssesten und nahrhaftesten wären: gesetzt auch, es müßte noch Unkraut ausgerottet, und in der gewohnten Anbauungsart manche nöthige Veränderung gemacht werden. Also, immer willkommen hier in meiner Nachbarschaft, wo ich mich auch freiwillig niederließ und noch immer am liebsten wohne. — In der That hat mich deine Nachricht gefreut, daß du bey dem Entschluß, dich dem geistlichen Stand zu wiedmen, bleiben wollest. Du kannst das immer als eine Bezeugung von meiner Seite ansehen, daß ich dir alle zum glücklichen Erfolg deines Vorhabens erforderliche Eigenschaften zutraue. Denn dazu bist du mir wahrlich zu lieb, und auch mein Stand ist mir zu werth, als daß ich deinen Eintritt in denselben auch nur durch die entfernteste Billigung veranlassen sollte, wenn ich Ursache hätte, im geringsten daran zu zweifeln, ob du auch

wohl ohne Nachtheil deiner Ruhe und der Würde des Ordens darein treten könnest. — O hätten sie uns doch allerseits mit ihrer lästigen Gesellschaft verschont, die Ehrenmänner, denen wir es nun, wenigstens großentheils zu danken haben, daß ein Titel und Kleid, wie wir sie tragen, eben nicht zur beßten Empfehlung dient. Und, wo die Aufnahm nicht sonderlich günstig ist, da kann man sich freylich von dem Erfolg des Auftrags, den man ausrichten soll, auch nicht viel glückliches versprechen. Hat das deinen Entschluß nie wanken gemacht, Bruder? — Ich meyne das lezte; du verstehst mich doch. Denn das trau' ich dir wohl zu, daß das wizelnde Gerede der Spötter, unmerklicher Staub an der einen Waagschale, die andere, worin die Würde und Nuzbarkeit des Berufs lag, auch nicht um eine Linie je verrükt haben wird. Wie könnte auch der gedankenlose Spaßmacher den denkenden Beurtheiler irre machen? Sein schaler Spott, wenn er eine ganze Klasse von Menschen gelten soll, fällt ja nur auf seinen tönenden Schädel zurück. Denn es ist doch wahr, was Chesterfield sagt: „Pfarrer sind um des schwarzen Rocks willen, den sie tragen, weder besser, noch schlimmer, als andere Leute." Aber freylich ist's auch wahr, wenn unsere Namens-Brüder niemals mehr hätten

seyn wollen als sie sind und seyn sollten, so würden sie nun auch nicht von so vielen für weniger gehalten werden, als sie wirklich sind. Indessen macht ungegründeter Spott (und der allgemeine ist es allezeit) seinem Urheber immer am meisten Schande. Hat er aber sein bestimmtes Ziel vor sich, und soll er nur diejenigen treffen, die ihn verdienen, — ganz recht alsdann. Aber was kümmert's uns andere, die wir es uns angelegen seyn lassen, das zu seyn, oder wenigstens zu werden, was unsers Amts und Berufs ist? — Du scheinst noch, obwohl unnöthig, verlegen darüber zu seyn, ob deine getroffene Wahl auch göttlicher Ruf sey. In so fern das ein Beweis von bedachtsamer Ueberlegung dabey ist, billige ich es; aber nicht, in so weit deine Bedenklichkeit aus unrichtigen Begriffen fließet. Talente, Lust, Hülfsmittel, befördernde Umstände und gute Absichten: was für Grund hast du, Bruder, mehr, als das zu erwarten, um den göttlichen Ruf zu deiner Lebensart daran zu erkennen? Gesetzt auch, es gienge dir, wie es hundert andern gegangen ist, daß dein erster Beweggrund, ein Geistlicher zu werden, kein anderer wäre, als weil du zu einem Beruf, wo man vorzüglich mit dem Geist arbeiten muß, mehr Neigung hast, als zu einem Handwerk: wenn du denn nur in der Folge, bey

mehrerer Bekanntschaft damit, seine hohe Würde und Verpflichtungen immer besser kennen und fühlen lernest, und dich dadurch zugleich in deiner Entschliessung und in dem Vorsatz, sie auf's gewissenhafteste auszuführen, befestiget; so hat es gewiß auch damit keine Gefahr. Und segnen kannst du alsdann deine getroffene Wahl, die dir, außert den schönsten Veranlassungen, den Menschen in ihrer wichtigsten Angelegenheit nützlich zu seyn, mannigfaltige Gelegenheiten zur Erwerbung der edelsten Kenntnisse an die Hand giebt. — Du siehst, Freund, ich erwarte von dir Beharrung bey deiner jezigen Ueberzeugung, daß ein Geistlicher auch durch studieren sich zu seinem Beruf vorbereiten müße. Laß dich nie vom Gegentheil überreden, und damit es nicht geschehe, so gieb einmal acht, wer die Leute sind, die es behaupten. Wenn nicht blos von vernünftiger und dem Bedürfniß angemessener Einschränkung der Sache die Rede ist, (wie denn allerdings davon die Rede seyn kann) so wollen sie damit entweder ihrer eigenen Geistesschwäche und Unwissenheit einen scheinbaren Mantel umhängen; oder sie haben das, wovon sie jezt andere abmahnen wollen, ehmals selbst gethan, und geniessen nun die Vortheile davon, nur ohne es erkennen und gestehen zu wollen, wo sie es her haben, die Undankbaren; oder

soll ich sagen, die schlauen Köpfe, die nur gern im Besitz, das große Wort allein führen zu können, bleiben möchten! Ihre Gründe, auch wenn sie es gut meinen, sind wenigsteus Scheingründe; Mißverstand ist die Quelle ihrer Behauptungen, und was sie sagen, Unwahrheit oder — Nichts. Denn, daß edle Herzensgesinnung für sich mehr werth sey, als ein Kopf voll Wissenschaften ohne sie; und daß man auch im geistlichen Stand, wie in den andern, allenfalls Gelehrsamkeit, wenn es seyn muß, noch eher entbehren könne, als den geraden, gesunden Menschenverstand; das wissen wir, Gottlob, auch ohne den zweydeutigen Unterricht dieser Herren darüber nöthig zu haben, und wissen noch oben ein, daß man das eine thun kann, ohne das andere zu lassen. Aber daß ein Unwissender, als ein solcher, der frömmere und treuere Knecht im Dienst unsers Meisters sey, und daß einer, der seine Vorbereitungs-Jahre mit etwas anderm, als mit Studiren zubrachte, gerade deßwegen mehr gesunden Verstand verspreche; das wissen wir freylich nicht; begreifen es auch nicht, und werden's nie glauben — Noch ein Irrwisch, der dir unterwegs aufstossen, und dich von der rechten Strasse ablocken könnte, ist die bedenklich lautende Warnung vor freyem Denken über die Religion. Aber erschrick

nicht davor, Bruder! Wie gesagt, es ist ein Irrwisch, auf losem Boden entstanden! und die Sache ist bey weitem nicht so gefährlich, als sie aussieht. Frage ihr nur genauer nach, so wird es eben darauf hinaus kommen, daß die Urheber dieser Warnung frey denken heißen, was andere ehrliche Leute selbst denken zu nennen pflegen. Wenn unser große Landsmann recht hat: „Wer frey darf denken, denket wohl“, so werden wir ja nicht solche Kinder seyn wollen, und deßwegen, weil die Gegner der Religion sich, ich weiß nicht mit welchem Recht, des Namens Freydenker anmaßen, dieses Vorrecht der Menschheit in der wichtigsten Sache aufgeben. Jezt nennen sich eben diese Leute, ich weiß eben so wenig mit welchem Grund, vorzüglich Philosophen: wollen wir darum auch von der Wissenschaft, von der sie ihren Namen stehlen, wie vor einer gefährlichen Sache fliehen, weil's eben den Herren beliebt, ihre oft seichten und wunderlichen Behauptungen Philosophie zu nennen? Selbstdenken ist also freylich etwas ganz anders, als jener bedenkliche Ausdruck, den man öfters damit verwechselt, zu sagen scheint. Wie übrigens gewisse Leute zu dieser Verwechslung kommen, mögen sie selbst wissen; auch wissen sie es wohl, und wir ebenfalls. Freylich hat bey der gegenwärti-

gen Gährung in der theologischen Welt jene Warnung ein noch bedenklichers Ansehen. Aber auch das laß dich nicht muthlos machen. Wenn die Versuchung zum Freydenken, im schlimmen Verstand, (denn diesen kann es auch haben, wie alles in der Welt zwo Seiten hat) jezt größer wäre, als sonst, so ist's eben auch, aus gleichem Grund, um so viel nöthiger für uns, selbst zu denken. Es scheint manchen, die so von weitem die Sache mit ansehen, für den Erfolg bang zu seyn. Mir nicht. Könnte die Wahrheit Wahrheit, und das Christenthum göttliche Wahrheit seyn, wenn sie sich nicht, auch im heftigsten Sturm und Kampf, zu behaupten vermöchten? Und noch ist's dazu nicht gekommen. Ich wenigstens für meinen Theil halte es mit Bonnet: „Seit so vielen Jahrhunderten, sagt er, da der Unglaube gegen diesen Felsen anprellt, seh' ich nichts anders, das er herfür gebracht habe, als Schaum:" und möcht ich noch hinzusezen, Reinigung des Felsen von dem Moos und Schlamm, der sich daran gehängt hatte. Was übrigens die wohlgemeinten, aber eben nicht immer genug überlegten Versuche in neuen Reformationen, und die dadurch verursachten Widersprüche, betrift; so habe ich wieder meinen Mann, mit dem ich's halte, der sagt: „Laß es nur in dem

„Schmelztigel der Wahrheit waker unter einander
„kochen, sieden, sprudeln, und sich hernach sezen, so
„wird das Caput mortuum unten liegen bleiben,
„und der Geist sich läutern, aufklären, und in die
„Höhe ziehen.“ Herr von Loen war's, der das sagte. — Ein andersmal mehr. Für jezt, leb wohl, Bruder.

Geistes- und Herzens- Unterhaltung mit Theokles.

Wie glücklich ists, o Theokles, daß, wenn auch Länder und Meere entfernte Freunde trennen, die körperliche Scheidewand den Geist nicht hindern kann, sich auf den Flügeln der Gedanken dahin zu versezen, wo er am liebsten ist. Wärest du noch hier, so würden wir jezt am herrlichen Abend dieses feyerlichen Tages neben einander in dieser Schattenlaube sizen, gemeinschaftlich von dieser Anhöhe den schönen und großen Anblick der vor uns liegenden Natur geniessen und in ihrem Tempel begeistert werden mit Empfindungen der Größe und Güte dessen, den wir heute im Tempel, der von Menschenhänden gemacht ist, gemeinschaftlich mit unsern Brüdern angebetet

hätten. — Freund, du bist ja einer von denen, die der Dichter glücklich preiset,

Weil Ihnen die Natur beym Eingang in das Leben,
Den überschwenglichen Ersatz
Für alles andere Glück, den unverlierbarn Schaz,
Den alles Gold der Aureng-Zeben
Nicht kaufen kann, das beste in der Welt,
Was sie zu geben hat, und was ins bessre Leben
Uns folgt: Ein fühlend Herz und reinen Sinn gegeben.

Beydes machet dich fähig, den wahren Werth der Dinge zu schäzen, und dein Herz den Empfindungen zu öfnen, die vor allen andern unserer Theilnehmung würdig sind; weil ihr Gegenstand der erhabenste ist, und ihr Einfluß uns der Bestimmung, wozu wir da sind, näher bringt.

So sage mir dann, Theokles, woher es kommt, daß so viele, die äußerst empfindlich darüber seyn würden, wenn man ihren Glauben an eine allesregierende Gottheit in Zweifel ziehen wollte, in Verlegenheit gerathen, wenn man sie über den Aeußerungen ihrer Gottesverehrung, über Andachtsübungen, die nicht öffentlich eingeführt sind, antrift? — Sie wür-

den stolz darauf seyn, wenn man von ihnen wüßte oder glaubte, daß sie mit einem Fürsten der Erde vertraulich sprechen und ihm persönlich ihre Ehrfurcht bezeugen dörfen: aber sie schämen sich und erröthen, wenn man sie beym Gebet und bey der Andacht findet, die ja nichts anders ist, als die Erhebung des Herzens zu dem unendlichen Geist, zu dem allervollkommensten Wesen, und also das edelste, rühmlichste Geschäft, womit eine vernünftige Menschen-Seele sich abgeben kann.

Den mit sterblichen Lippen zu loben, den Seraph
und Cherub,
Den unzählbare Welten mit ewigen Hymnen erheben:

Wahrlich, Freund, das ist keine Beschäftigung welcher wir uns zu schämen haben.

Und die so unwürdig denken, sind nicht etwan die Heuchler, denen ihr Herz sagt, daß der Widerspruch zwischen ihren Gesinnungen und Aeußerungen, wenn er wahrgenommen werden sollte, ihnen Schande machen werde. Sie, denen es bey der Sache am wenigsten Ernst ist, lassen sich gerade am liebsten von andern über ihren Andachts-Uebungen antreffen. Weil sie nur andächtig scheinen wollen, so wär ihre Absicht vereitelt, wenn das, was sie thun, von nie-

mand wahrgenommen würde. — Aber vielleicht ist's die Besorgniß, von lieblosen oder flüchtigen Beurtheilern mit jenen in eine Classe gesezt zu werden, was manche in jene Verlegenheit sezt, wenn ihre Andachts-Uebungen von andern bemerkt werden. Ihre Verlegenheit ist die Wirkung des Bewußtseyns, daß sie bey aller Redlichkeit des Herzens doch nicht ganz von allen den Flecken rein sind, die, wenn sie an ihnen wahrgenommen würden, ihre Andachts-Aeusserungen in den Verdacht der Scheinheiligkeit bringen könnten. — Gewiß ein Seraph, in der demüthigsten und feurigsten Aeußerung seiner Gottesverehrung, würde sich vor zehentausend Zeugen derselben nicht schämen. — Ich glaube auch nicht, daß von zehentausenden, wenn sie vernünftig dächten, auch nur einer im Ernst der Meinung seyn könnte, daß er sich derselben zu schämen habe.

Aber so wärs doch immer Schwachheit, die Frucht von Menschenfurcht oder vom Gefühl eigener Unvollkommenheit, woraus man die für uns so unrühmliche Erscheinung erklären müßte. — Nur einen weniger zu mißbilligenden Grund kann ich mir denken, warum auch wahre Gottesverehrer mit ihren Andachtsübungen geheimer thun, als man es von ihnen erwarten sollte. Ein inneres Gefühl sagt ihnen, wie

weit, wie tief die Aeußerungszeichen der Andacht Geberden und Worte, unter der Herzensempfindung einer wahrhaftig frommen Seele sind; wie sie nur von denen, die sich in der gleichen Gemüthsstimmung befinden, recht verstanden und von andern gar zu leicht mißdeutet werden können. Die Sache ist ihnen zu heilig und verehrungswerth, als daß sie sich nicht scheuen sollten, dieselbe dem Mißverstand oder Spott der Ungeweiheten blos zu stellen. Du weißt es, Theokles, wie selten man so glücklich ist, sich in dieser Absicht in einem Cirkel gleichgestimmter Seelen zu befinden, und wie leicht, wenn dergleichen Verbindungen das Werk verabredeter Veranstaltungen sind, unter den unvermeidlichen Förmlichkeiten der Geist der ersten Stiftung verloren geht. Nur gar zu bald besteht die Harmonie blos noch in den äußerlichen Zeichen; und doch macht die Harmonie der Empfindungen hier alles aus.

Ich weiß es auch, und habe mich deßwegen bey aller meiner herzlichen Theilnehmung an der Religion niemals entschließen können, in eine solche Verbindung zu tretten, so sehr ich oft das Bedürfniß fühle, meine religiösen Empfindungen durch die Kommunikation mit gleichdenkenden und gleichfühlenden Seelen zu unterhalten und zu stärken; und so wohl es mir thut, wenn mir dieses seltene Glück etwan einmal zu Theil wird.

Wie sehr ists zu bedauren, daß gerade über den wichtigsten und würdigsten Gegenstand menschlicher Gedanken und Empfindungen so wenige einander verstehen; daß so leicht aus dem, was Angelegenheit und Vereinigung der Herzen seyn sollte, Stoff zum

Disputiren und Veranlassung zur Trennung der Gemüther werden kann!

Das wars für uns nicht. Erinnere dich, Theokles, an jene seligen Tage, da du bey mir warest, und wir oft am frühen Morgen, den prächtigen Einzug der Sonne erwartend, oder, wenn sie im hohen Mittag über uns leuchtete, am Rand des kühlen Baches und im feyerlichen Dunkel des Waldes, oder im Abendschimmer der goldenen Wolken, oder unter dem unendlichen Sternengewölbe, wenn der Mond

Ueber das heitere Blau des Himmels sein heiliges Licht warf:

Wie wir dann unsere Freude an der Natur erhöhet fanden durch den Gedanken an Ihn, dessen Werk sie ist. Die überall sichtbaren Spuren seiner Macht und Weisheit und Güte machten einen weniger sinnlichen, aber wirksamern Eindruck auf unsere Herzen, als der ehmalige Glaube, daß die Bäche aus den Urnen der Najaden fließen, die Eichen von Dryaden beseelt seyen, und die Wälder und Gebirge unter dem Schuz der Oreaden stehen. Auf der Himmels-Leiter der Sonnen und Welten über uns stieg unser Geist empor zu dem Ort der herrlichsten Offenbarung der Gottheit, dem sich alles in zunehmenden Graden der Vollkommenheit nähert. Und wenn nicht immer mit Worten, deren Ausdruck zu schwach gewesen wäre, so theilten sich doch durch Blicke und herzlichen Händedruck unsere Gefühle einander mit.

Oft, von der besten Religion geführt, traten wir aus dem Vorhof in das Heiligthum, und freuten uns, in dem, durch welchen alles dieses gemacht worden,

und regiert wird, den Wiederhersteller der Glückseligkeit unsers Geschlechts zu verehren; freuten uns mit allen Bewohnern des Himmels, und der Erde, und des Todtenreichs auch unsere Knie vor ihm zu beugen, und einzustimmen in das Bekenntniß, daß Jesus Christus der Herr sey, zur Ehre Gottes des Vaters. Wir fanden die Veranstaltung der Erlösung durch Ihn gleichförmig der Einrichtung, die Gott in der Natur gemacht hat, wo uns alles durch Mittelursachen zu Theil wird, deren steigende, unabsehbare Reihe vom Staub bis zum Thron der Gottheit hinauf ununterbrochen fortgeht; wir fanden die Lehre des göttlichen Menschenretters in ihrer Quelle eben so voll Einfalt und Erhabenheit, als die Natur, und in beyder Vergleichung den Beweis, daß beyde nur Einen Urheber haben.

O daß Empfindungen, wie dann in unsern Herzen erwachten, sich unter den unvermeidlichen Geschäften und Sorgen des Lebens so leicht wieder verliehren! — Aber wenn nur ihre Frucht bleibt, und die Seele die Neigung behält, dieselben bey jedem Anlaß wieder in sich zu erwecken. Ohne die mühsamen Tage der Arbeit würden wir das Süsse der Sabbaths-Ruhe nicht so schmecken können.

Mit Bedauren denke ich daran, daß ein Tag, wie der heutige ist, für so manche alle Unannehmlichkeiten der Langenweile hat. Aber gewiß nicht für diejenigen, die unter Geschäften, welche dem Geist und dem Herzen wenig Nahrung geben, sich nach der Muße sehnen, wo ihnen wieder einmal vergönnt seyn wird, sich mit den würdigsten Gegenständen und wichtigsten Angelegenheiten zu beschäftigen.

Herrlich brach der feyerliche Tag heute an; die Sonne führte ihn am unbewölkten Himmel herauf, und erleuchtete mit ungeschwächtem Glanz die Gegenden, wo tausende von den Einwohnern meines Vaterlandes gemeinschaftlich, nicht einem irdischen Monarchen, sondern dem ewigen König des Himmels huldigen sollten. Der Gedanke war Herzerhebend für mich, und erwachte von neuem, als ich von dieser Anhöhe den Glocken-Klang aus einigen umliegenden Dörfern die Gottesverehrer zur gemeinschaftlichen Anbetung herbey rufen hörte. — O Theokles, wenn unsere öffentliche Gottesverehrung, — Gottesdienst nenne ich es nicht gern, — wenn sie wäre, was sie seyn könnte und sollte: welch ein Beförderungs-Mittel des Guten würde sie dann seyn, und für denkende und fühlende Seelen welch eine Erquickung unter den Mühseligkeiten des Lebens; ein wahrer Sabbath nach den heißen Tagen der Arbeit! — Ein Tag, der Anbetung Gottes und der Sorge für den unsterblichen Geist geweiht, giebt Stärke zur treuen Erfüllung der Pflichten, zur muthigen Besiegung der Schwierigkeiten. So einen Tag hab ich heute gefeyret; und bin nun hinaus gegangen, durch den Anblick der Erde und des Himmels die Gefühle zu unterhalten, die das Wort des Ewigen und die Lobpreisungen seines herrlichen Namens in mir erregt haben; und meines Herzens Empfindungen dem Freund zu sagen, der sie verstehen und mitfühlen kann.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Altdorfer, Johann Jacob,

Joh. Jacob Altdorfers hinterlassene poetische und prosaische Schriften
nebst dessen Lebensgeschichte

Bd.: 1

Winterthur (1806)

P.o.germ. 29-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104586-4